Schwarzwald...

Carola Eynatten (Freiin von)

1705

Schwarzwaldsagen.

Schwarzwaldsagen.

Von

(Marie) Carola Freiin von Eynatten.

Emmendingen.
Verlag von Albert Dölter.
1889.

Druck von Albert Dölter, Emmendingen.

Inhalt.

Der Hennegraben.

Wenn man von dem betriebsamen Amtsstädtchen Bühl aus das Bühlerthal weiter aufwärts wandelt, so gelangt man endlich über Kappel und den hübschen Einsiedlerhof zur Burgruine Alt-Windeck. Zwei mächtige Türme, von denen einer noch vermittelst einer gut erhaltenen Treppe erstiegen werden kann, sind so ziemlich alles, was von der einst stattlichen Burg übrig ist. Tritt man auf diesen Turm heraus, so bietet sich ein wunderbares Gemälde dar, man überblickt nicht nur das Elsaß mit dem Straßburger Münsterturm, sondern auch das herrliche badische Land fast in seiner ganzen Ausdehnung.

Doch nicht nur die hohen Reize der üppigen, an Städten, Dörfern und Gehöften reichen Landschaft fesseln das Interesse des Besuchers, sondern auch die Geschichte der Trümmerburg selbst, die einst einem

mächtigen Geschlechte zugehörte, und an die sich manche Sage knüpft, durch welche uns das Leben und Treiben der damaligen Zeit veranschaulicht wird.

Im Jahre 1370 lebte auf Alt-Windeck der Ritter Rainhard von Windeck, ein tapferer, aber auch gar kriegslustiger Herr, der an allen Händeln seiner Nachbarn thätigen Anteil nahm, obgleich er selbst deren übergenug hatte. Besonders schlecht aber war er auf die Stadt Straßburg zu sprechen, der er schon manchen schlimmen Streich gespielt hatte, ohne daß gerade sie es immer gewesen war, welcher die Schuld an diesen Zwistigkeiten zukam.

Da begab es sich denn, daß im genannten Jahre der Dechant des Straßburger Domstiftes, Herr Johannes von Ochsenstein, sich zu einer Reise in's Unterland gezwungen sah, und wenn schon er dem Windecker nicht recht traute, so konnte er es doch nicht vermeiden, seinen Weg am Schlosse des übermütigen Herrn vorbei zu nehmen, der überdies noch mit einem seiner nächsten Verwandten in arger Fehde lag. Die Besorgnisse des Prälaten waren auch keineswegs ungerechtfertigte, denn Herr Rainhardt, der durch seine Kundschafter von diesem Reisevorhaben Kenntnis erlangt hatte, lag bereits auf der Lauer. Eine so köstliche Gelegenheit, zu gleicher Zeit zweien seiner Gegner einen Schlag zu versetzen und nebenher auch noch ein reiches Lösegeld einzustreichen, durfte er sich nicht entgehen lassen.

Eines Morgens endlich kam eine der ausgestellten Wachen eilends nach der Burg gelaufen, um das Herannahen des geistlichen Würdenträgers zu melden. Ritter Rainhard stellte sich an die Spitze eines kleinen Trosses Reisiger und bezog mit ihnen einen Hinterhalt, von welchem aus er den friedlich dahinziehenden Reisenden überfiel. An eine energische Gegenwehr war nicht zu denken, indem das Gefolge des Prälaten sowohl an Zahl wie auch in der Ausrüstung den Windeckern nachstand und darum mußten sie es sich gefallen lassen, als Gefangene nach der Veste abgeführt zu werden.

Als man in der Burg angelangt war, führte der Ritter seinen Gefangenen selbst in ein schönes Turmgemach und sagte:

„Dies, Herr Prälat, ist Euer Gefängnis und es bedünkt mich, daß Ihr keine Ursache habt, über die Aufnahme zu klagen, die Ihr bei mir findet. Solange Ihr Euch ruhig verhalten und nicht mit meinen Feinden in Verbindung zu kommen suchen werdet, habt Ihr auch für Euer Leben nichts zu fürchten. Was ich von Euch begehre, ist ein Lösegeld, denn ich bin ein christlicher Mann und hasse den Mord, wollt Ihr jedoch den Verräter spielen, dann schwöre ich Euch zu, daß es diese meine Hand sein soll, die Euch in den Himmel befördern wird.“

Diese Rede mußte sich der Prälat wohl gefallen lassen, denn er war wehrlos und in die Macht des Ritters gegeben, der in solchen Dingen keinen Spaß

verstand. Ja, er bat sogar, Herr Rainhard möge ihm seine Forderung nennen, er werde sie sobald als möglich zu befriedigen suchen, denn es eile ihn seine Reise fortzusetzen.

„Das mag sein," lachte der übermütige Herr, „mich aber drängt es gar nicht, Eure Gesellschaft schon so bald wieder zu verlieren, zumal ich Eurem Vetter ganz andere Bedingungen stellen kann, solange Ihr Euch in meiner Gewalt befindet und ich Herr über Euer Leben bin."

Herr Rainhard würde wohl ganz anders gesprochen haben, hätte er gewußt, daß ein junger Edelknecht, der sich im Gefolge des Prälaten befunden, der Gefangenschaft entronnen war und nun eilends gen Straßburg lief, um die Bürgerschaft zum Schutze seines Herrn aufzurufen.

Als sich die Kunde von dem Schicksal des allgemein beliebten Seelenhirten in der Stadt verbreitete, erhob sich ein Sturm der Entrüstung gegen den Windecker, dem diese neue Frevelthat nicht ungestraft hingehen sollte. Am schwersten traf diese Schreckenskunde jedoch die beiden Fräulein von Erstein, die jugendlichen Nichten des Prälaten, die keinen andern Verwandten mehr besaßen. Wohl sahen sie, wie sich die Straßburger entschlossen zum Kampfe rüsteten, aber die erforderlichen Vorbereitungen währten ihnen zu lange und endlich beschlossen die Mädchen durch eigene An=

strengungen den treuen Beschützer aus seiner traurigen Lage zu befreien.

„Und wenn unser Unternehmen gelingt," rief die beherzte Ida, „dann erbitte ich mir vom Oheim die Gunst, daß er Dir den jungen Werner zum Gemahl gibt."

Elsa wurde glühend rot, denn bisher hatte sie geglaubt, das süße Geheimnis ihres Herzens selbst vor den scharfen Augen der Schwester verborgen zu haben, dann aber schüttelte sie das Köpfchen und erwiderte:

„Es scheint mir unrecht, in solcher Stunde des eigenen Vorteiles zu gedenken. Welchen Wert würde wohl unser Entschluß noch besitzen, wenn er nicht nur in den reinsten Absichten gefaßt worden wäre!"

Ida fügte sich scheinbar den Wünschen der Schwester, denn wozu um den Siegespreis streiten, ehe die Schlacht noch geschlagen war? —

Als fahrende Schüler verkleidet, verließen die beiden Mädchen am andern Morgen die Stadt, um gemeinsam gegen Windeck zu wandern, wo sie den Stand der Dinge auskundschaften und dann erst das weitere beschließen wollten.

Tapfer unterzogen sie sich den Fährlichkeiten und Beschwerden der Fahrt, als sie aber das feindliche Gebiet betraten, kam ihre Entschlossenheit doch ein wenig in's Wanken, und Elsa die müde auf einen Wegstein gesunken war, begann sogar bitterlich zu weinen.

„Nur den Mut nicht verloren,“ tröstete die Schwester, „es kann uns ja nichts Schlimmeres treffen, als daß wir unverrichteter Sache wieder abziehen und den Straßburgern das Befreiungswerk überlassen müssen.“

Elsa ließ sich trösten und bald machten sich die Mädchen von Neuem auf den Weg, denn in der Ferne zeigte sich schon das Dorf und sie wollten im Wirtshause Einkehr halten und einige Nachrichten über die Verhältnisse auf Alt-Windeck sammeln.

Als sie die Gaststube betraten, waren auch wirklich schon ein paar Männer drinnen, die sich eifrig mit einander unterhielten, wobei die Mädchen öfter die Namen Windeck, Straßburg und Ochsenstein zu hören bekamen.

Ida näherte sich den Männern und frug bescheiden, was sich zugetragen habe, um die Gemüter so zu erregen.

„Der Ritter von Windeck hat den Ochsensteiner, den Domdechant von Straßburg, widerrechtlich gefangen gesetzt, trotzdem er der Stadt den Frieden geschworen!“ erwiderte der Eine, unter lebhaften Gebärden. „Aber er wird diese Gewaltthat wohl teuer bezahlen müssen, denn die Straßburger haben sich zusammengethan und in den nächsten Tagen wird Herr Rainhard eine unangenehme Überraschung erleben.“

„Und wir etwa nicht?“ fiel ein Landmann mißmutig ein. „Wenn die großen Herren einander zu

Leide leben, wer muß die Kosten tragen, wenn nicht der Bauer? — Die Freunde wie die Feinde verwüsten das mühsam bebaute Feld, und wir dürfen noch froh sein, wenn sie nicht sengen und morden. Daß sich der Herr erbarme, sind das Zeiten!"

„Daß uns kein günstiger Wind weht, habe ich diesen Morgen schon gewußt," bemerkte ein Greis mit zitternder Stimme. „Ich habe im Walde Dürrholz gesammelt und wie ich am Heimweg bei der Waldfrau vorbei kam, da saß sie mitten unter ihren schneeweißen Hühnern und lachte so vergnügt, wie sie nur thut, wenn Unheil droht. Ich wollte schnell an ihr vorüber, sie aber rief mir zu: „Seht Ihr nicht den Feuerschein dort am Himmel gegen Straßburg zu?" — Ich sah mich um, aber der Himmel war so blau wie immer. — „Ihr seht ihn nicht, Kunz," plapperte sie fort. „Na ja, Ihr seid blind trotz Eurer sehenden Augen, aber ich sage Euch, er wird bald genug auch über Euern Hütten flammen!"

„Die Waldfrau hat das gesagt!" riefen die Männer erschrocken.

„Wer ist die Waldfrau?" frug Ida.

„Ein altes Mütterchen, aber ein unheimliches Wesen," erwiderte man, „sie bewohnt eine Hütte dort drüben, wo der Wald eine Biegung macht, Ihr könnt von hier aus die dünne Rauchsäule sehen, die aus ihrem Schornstein aufsteigt. Sie weiß mehr,

als andere Leute und wenn man ihr auch nichts beweisen kann, so ist es doch allgemein bekannt, daß ihr Wissen aus böser Quelle stammt. Ja, die könnte Euch Dinge erzählen, Bürschlein."

Ida kehrte nachdenklich zur Schwester zurück, der in dieser fremden Umgebung gar nicht wohl zu Mute war.

„Wir wollen aufbrechen," bat sie.

Ida war damit einverstanden, bezahlte die kleine Zeche und nickte den Männern freundlich zu.

„Kommt der Waldfrau nicht zu nahe, Herrlein!" rief ihnen einer der Bauern nach.

Ida aber wählte gerade die Richtung, in welcher die verrufene Hütte lag und sagte trotzig zu der zagenden Schwester:

„Und wir wollen sie gerade aufsuchen. Weiß sie wirklich mehr als andere Leute, so kann sie uns vielleicht auch helfen."

„O laß das sein, Ida, sie könnte Dir ein Leid zufügen!"

„Es gibt keine Hexen mehr!" schüttelte das beherzte Mädchen die dunkeln Locken.

Tapfer schritt sie vorwärts und Elsa mußte ihr wohl oder übel folgen, denn wenn sie auch der Schwester an Kühnheit nachstand, so würde sie sie doch nimmermehr verlassen haben, wenn eine Gefahr zu drohen schien.

Nach zehn Minuten hatten die Mädchen die bezeichnete Waldbiegung erreicht und als sie um die Ecke bogen, bemerkten sie ein ärmliches Häuschen, welches rings drohende Felsen umstarrten. Auf dem Grasplatz vor der Hütte aber weidete eine Schar milchweißer Hühner unter Anführung eines gleichartigen Hahnes die saftigen Kräuter und Gräser ab.

Auf Idas bescheidenes Klopfen trat ihnen ein uraltes Mütterchen von so abschreckender Häßlichkeit entgegen, daß die Schwester scheu zurück wich. Diese Anwandlung von Zaghaftigkeit ging jedoch bald vorüber, denn Elsa erinnerte sich ihrer Mission, die ängstliches Bangen verbot, und dann sagte sie sich, daß die Alte ja ebenso wie sie selbst ihre Gestalt vom lieben Gott empfangen habe, der wohl am besten wissen müsse, wozu es gut sei, den Einen schön, den Andern häßlich zu erschaffen.

„Was führt Euch hierher, Kinder?“ frug die Alte.

„Wir möchten gern etwas zu essen haben, Mütterchen, wenn Du etwas hast und so gut sein willst, es uns zu geben, denn im Wirtshause ging es gar lärmend zu und man brachte uns nichts als einen Krug sauren Wein. Dann aber wollen wir Dich auch um Deinen Rat bitten, den wir hülflose Kinder gar sehr gebrauchen können.“

„Wißt Ihr denn aber auch, von wem Ihr Gastfreundschaft fordert?“

Ida lachte vergnügt.

„Von der Waldfrau, ja, Mütterchen, und wir haben Dich absichtlich aufgesucht," sagte sie.

„Gut, Ihr seid kluge Kinder, jetzt stillt aber erst Euern Hunger, dann wollen wir miteinander plaudern."

Im Innern des Häuschens herrschte peinliche Reinlichkeit und die Mädchen ließen sich das Mal, welches aus frischer Milch, Eiern und Brot bestand, trefflich schmecken, während die Waldfrau ihnen allerlei erzählte.

„Wißt Ihr, Kinder, warum sie mich die Windecker Waldfrau oder, wenn sie so recht bei Laune sind, auch die Waldhexe nennen? — Meiner Häßlichkeit wegen! — Ja, man sollte es kaum glauben, wie dumm die Leute sind. Wenn man ein Jahrhundert hinter sich hat, so kann man doch unmöglich mehr schön und glatt sein, man muß Gott vielmehr noch danken, wenn man gesund ist und die alten Glieder noch nach Gefallen gebrauchen kann, denn das ist eine gar große Gnade."

„Gewiß, Mütterchen," stimmte Ida bei.

„Und sogar auf meine Hühner dehnen diese Tölpel ihre abergläubische Furcht aus, weil sie alle weiß sind, weiß, ohne ein einziges farbiges Fleckchen am ganzen Gefieder. So sind die Menschen. Was ungewöhnlich ist, was sie nicht alle Tage sehen, das nennen sie schlecht, obgleich sie oft nicht einmal so recht wissen, was gut und schlecht eigentlich bedeuten will. — Weil wir ihnen aber nichts in den Weg legen, so müssen

sie uns eben lassen, wo wir sind; leid genug mag's ihnen ohnehin sein. — Aber, wo kommt Ihr denn her, Kinder, und wo wollt Ihr hin?"

„Wir gehören nicht zu Jenen, die nach dem Gerede der Menschen oder dem äußern Anschein zu urteilen pflegen," versetzte Ida, „und darum sehen wir auch, daß Ihr eine gar kluge Frau seid, Mütterchen, zu der wir volles Vertrauen haben dürfen. Wir wollen es Euch auch beweisen, indem wir Euch anvertrauen, wer wir sind und was uns hierher führt."

Und nun berichtete das junge Mädchen, daß sie beide die Nichten des gefangenen Prälaten und gekommen seien, ihrem Beschützer die verlorene Freiheit wieder zu schaffen, doch noch nicht wüßten, wie sie es anfangen sollten, ihren Zweck zu erreichen.

„Der Himmel hat Euch just an die rechte Quelle geführt," sprach hierauf die Alte, „ich weiß nämlich ein gut Teil mehr als das dumme Volk hier herum, und will Euch auch gern meinen Beistand leihen, denn ich sehe, daß Ihr gute, brave Kinder seid."

„Wenn Ihr das thun wollt, Mütterchen, so wollen wir Euch wiederum durch treuen Dank unser Lebelang lohnen. Sagt uns nur, was wir thun müssen, unsern guten Oheim aus den Händen seiner schrecklichen Feinde zu befreien, es soll uns gewiß nicht zu schwer sein."

„Mit Gewalt könnt Ihr nichts ausrichten, doch ist Gewalt selten das Mittel, um bösen Streit für immer beizulegen, und darum rate ich Euch zur Milde

und Güte. Ihr sollt den Ritter entwaffnen, indem Ihr ihm einen schätzenswerten Dienst leistet."

„Deine Rede gefällt uns gar wohl."

„So geht denn nach der Burg und sagt dem Herrn Rainhard, daß die Straßburger schon morgen vor seiner Veste erscheinen werden und daß ihnen auch jene Stelle wohl bekannt sei, wo sie einem Sturmlaufe am wenigsten zu widerstehen vermag. Er solle nun zum Schutze der Burg sogleich einen Graben aufwerfen und die Erde zu einem starken Wall benützen."

„Das wird aber lange Zeit erfordern," warf Elsa schüchtern ein.

„Freilich würde es das, wenn seine Leute das Riesenwerk vollbringen sollten. Darum will ich Euch einen Arbeiter mitgeben, und Ihr möget sicher sein, daß er seine Aufgabe pünktlich ausführen wird. — Wenn Ihr nun dem Windecker auf diese Weise zur Rettung seiner Burg und seines Geschlechts verhelft, so wird er Euch zum Lohne dafür gern den Oheim wiedergeben, und wenn mich nicht alles trügt, so verhilft Dir dieser Zug zu großem Glücke, schöne Ida."

Nach diesen Worten verließ die Alte ihre Hütte, um erst nach längerer Zeit mit einer weißen Riesenhenne wieder zum Vorschein zu kommen, die sie der älteren Schwester in den Arm legte.

„Hier ist der Arbeiter, der das Werk verrichten wird, laßt ihn nur ungestört gewähren," sagte sie.

„Dieses Tier —?" frug Ida erstaunt.

„Ja, mein Kind," nickte die Waldfrau beinahe feierlich, „diese Henne vermag den Graben zu graben. Traue Du nur meinen Worten und befolge pünktlich was ich Dir gesagt habe, dann wird Allen Glück und Freude aus Eurem kühnen Unternehmen erblühen."

Wieder beruhigt dankten die Mädchen mit herzlichen Worten, worauf sie die Einsiedlerin mit den besten Segenswünschen entließ.

Als sie auf der Burg angelangt waren und den Ritter zu sprechen begehrten, sagte man ihnen, er wolle sie nicht sehen, habe aber befohlen, ihnen Wein und ein Geldstück zu reichen.

„Wir begehren kein Almosen, können aber nicht abziehen, ohne den Herrn Ritter gesprochen zu haben, denn wir haben ihm wichtige Nachrichten zu bringen und kommen geraden Weges von Straßburg."

Als Ritter Rainhard diese Kunde vernahm, hielt er es doch für geraten, die Knaben vorzulassen und beschied sie in die Halle, wo sich auch sein Sohn Berthold befand.

Die zierlichen Gestalten der Jünglinge und die weiße Henne, welche der Eine von ihnen sorglich in seinen Armen hielt, machten keinen besonderen Ein=

druck auf den Windecker und spöttisch rief er ihnen entgegen:

„Die Märe, die Ihr mir zu künden kommt, wird wohl von keiner großen Bedeutung sein und ich sehe schon, daß Ihr mich mutwillig gestört habt.“

„Das befürchten wir nicht, Herr Ritter,“ erwiderte Ida mit bescheidener Festigkeit, „denn wir kommen Euch zu melden, daß die Straßburger im Anzuge sind. Schon Morgen werden sie vor Windeck erscheinen, und sie wissen auch, daß die südliche Seite der Veste einem Sturmlauf nur geringen Widerstand entgegenzusetzen vermag.“

Als der Ritter diese Worte vernommen hatte, sprang er empor und schritt in großer Erregung in der Halle auf und ab. Durch die günstige Wirkung ihrer Rede kühner gemacht, begann Ida von Neuem:

„Nehmt es nicht für ungut, Herr Ritter, wenn wir Euch einen Rat geben, der zur Sicherung der Burg dienen soll.“

„Du willst mir einen Rat geben, Flaumbart, wo ich mir selbst keinen weiß?“ rief er.

„Laßt an der gefährdeten Stelle rasch einen Graben aufwerfen und die Erde zur Errichtung eines Walls verwenden.“

„Ein kostbarer Rat!“ lachte der Herr höhnisch. „Zu einer solchen Arbeit bedarf es der Zeit und die haben wir nicht!“

„Darum haben wir gleich einen Arbeiter mitgebracht,“ versetzte das Mädchen, ihm die Henne entgegenhaltend.

Jetzt aber wurde der Windecker wütend, und indem er mit drohender Gebärde auf Ida zuging, rief er:

„Du willst wohl meiner spotten?“

„Durchaus nicht, Herr Ritter,“ versetzte Ida unerschrocken, „ich weiß, was ich sage und verspreche nichts, was ich nicht halten kann!“

„Ein Versuch kann uns ja auch keinen Schaden thun, Vater,“ legte sich Junker Berthold in's Mittel, „gelingt er nicht, so haben wir uns wenigstens keine Schuld beizumessen und die Knaben sind ihrer Unfähigkeit überführt.“

„Gut,“ entschloß sich der Ritter, „Euer Wille soll geschehen, doch das merkt Euch, ist der Graben nebst dem Walle nicht rechtzeitig fertig, so wandert Ihr Beide in's Burgverließ hinab.“

Wohl pochte den Mädchen bei dieser Drohung das Herz, aber sie wollten trotzdem alles an die Befreiung des Oheims setzen und boten daher auch dieser Gefahr mutig die Stirn. Ida selbst begleitete den Ritter und setzte die Henne auf jener Stelle nieder, wo der Graben not that.

Als die Nacht schon ziemlich vorgerückt war, trieben Neugierde und Besorgnis den Ritter in's Freie, um nachzusehen in welcher Weise das Tier die ihm obliegende Arbeit bewältige. Wie groß war aber sein

Erstauen, als er die gefährdete Stelle wirklich von einem langen und breiten Graben umzogen fand, hinter welchem sich ein mächtiger Erdwall türmte, den auch die geübtesten Arbeiter nicht kunstgerechter hätten aufwerfen können. Von der Henne selbst war nirgends mehr eine Spur zu entdecken.

Dieses seltsame Ereignis versetzte den Herrn von Windeck in eine recht nachdenkliche Stimmung und er beschloß, die beiden Knaben, denen er die Sicherung der Veste zu danken hatte, genau zu überwachen.

Dazu blieb ihm für's Erste aber wenig Muße, denn so wie es ihm gesagt worden, geschah es auch. Die Straßburger rückten am andern Tage wirklich vor die Burg. Anstatt jedoch zum Sturmangriff zu schreiten, legten sie sich auf's Unterhandeln, denn der Anblick einer gewaltigen Schanze, wo sie auf keinerlei Hindernisse gerechnet hatten, kühlte ihren Unternehmungseifer gar bedenklich ab. Ritter Rainhard erkannte bald genug, welche Stimmung in den Reihen der Belagerer herrschte und verweigerte daher auch beharrlich die Freilassung seines Gefangenen; unter diesen Umständen konnte er ja gewiß sein, die Gegner schließlich doch noch auf für ihn günstige Bedingnisse eingehen zu sehen.

„Ach Gott," klagte Elsa von Erstein, „nun ist doch all unser Wagen ein vergebliches gewesen! Wir haben dem Ritter Hilfe gebracht und dadurch die

Fesseln unseres guten Oheims nur um so unlöslicher gemacht."

„Du mußt nicht verzagen, Kind," tröstete Ida, „der Ritter von Windeck wird nicht vergessen, daß wir es waren, die ihm die Mittel geboten haben, den Straßburgern Widerstand zu bieten und wenn wir ihm erst sagen, wer wir sind —"

In diesem Augenblick trat der Burgherr in Begleitung seines Sohnes in das Turmzimmer, welches den Knaben angewiesen worden war und frug, auf der Schwelle stehen bleibend:

„Und wer seid Ihr denn, da Ihr doch nicht seid, was Ihr zu sein scheint!"

Erschrocken drängte sich Elsa an die Schwester, die entschlossen vortrat und, dem Ritter fest in's Auge schauend, ruhig erwiderte:

„Wir sind die Nichten des Dechant von Ochsenstein, Herr Ritter, und gekommen sind wir, unserem Feinde Hülfe zu bringen gegen seine Feinde, ihm Versöhnung und Freundschaft zu bieten!"

Der Ritter sah das kühne Mädchen mit wohlgefälligem Lächeln an, worauf er sagte:

„Der Preis dieser Freundschaft aber ist die Freiheit Eures Oheims!"

„So ist es, Herr Ritter, und ich glaube, daß Euch kein Schaden daraus erwachsen soll. Wenn unsere Ritterschaft in einiger Treue zusammenhalten würde, sie wäre eine unüberwindliche furchtgebietende Macht,

in diesen ewigen Fehden aber, die ihre Glieder blutig trennen, einen zerstörenden Haß entflammen, reiben sich ihre Kräfte auf und der einzelne wird zum Nachteile der Gesamtheit, eine leichte Beute des Mächtigeren, dem nach seinem Besitze gelüstet. Von Euch, Herr Ritter, hängt es ab, Euch im Dechant von Ochsenstein und den Seinigen ergebene Freunde zu sichern!"

„Bei Gott, Vater, das Fräulein spricht die Wahrheit, und ich bitte Euch, weiset das Anerbieten nicht zurück!" rief Berthold begeistert.

„Ich bin zwar nicht gewohnt aus so jungem Munde gute Lehren zu vernehmen," sagte Ritter Rainhard, „aber in Anbetracht der guten Dienste, die Ihr mir geleistet habt, will ich Eure Vorschläge in Erwägung ziehen. Jetzt aber kommt zu meiner Hausfrau, edle Fräulein, auf daß sie Euch mit Gewändern versehe, wie sie Euch ziemlich sind."

Die Straßburger gewährten Angesichts der gewaltigen Schanze willig die vom Windecker verlangte Bedenkzeit und dieser, der nicht nur ein verwegener Krieger, sondern auch ein tüchtiger Rechner war, begab sich schon am andern Tage zu dem Präloten, um mit ihm zu unterhandeln. Daß Ida von Erstein und sein Junker aneinander Gefallen fanden, ließ sich nicht verkennen, und so gedachte er diesen Umstand auszunützen, denn das Mädchen besaß einflußreiche Verwandte und brachte ihrem zukünftigen Gemahl eine reiche Mitgift. Wollte der Dechant in

die Verbindung der jungen Leute willigen, so war er frei.

Der Kirchenfürst erklärte sich mit dieser Bedingung einverstanden und da auch die jungen Leute selbst nichts besseres wünschten, als sich für Lebenszeit angehören zu dürfen, so fand schon sechs Monate später ihre Vermählung wie auch die Elsa's mit dem Edelknechte Werner statt.

In ihrem neuen Glücke vergaß aber Ida niemals der Waldfrau und sie war es auch, die dem von der Henne aufgeworfenen Graben, den Namen „Hennegraben" beilegte.

Die Handelquelle.

Die Bewohner des Einsbacher Thales hatten in frühen Zeiten gar sehr unter Wassermangel zu leiden, besonders wenn es einen regenarmen Sommer gab, wo sich die Cisternen rasch leerten und trocken wurden. Natürlich waren die Leute emsig bedacht, auf welche Weise diesem empfindlichen Mangel abgeholfen werden könnte, leider aber erwies sich ihr Sinnen als vergeblich, es fiel ihnen kein Mittel bei, mit dessen Hilfe sie an das Ziel ihrer sehnlichen Wünsche hätten gelangen können. Und wie es heute noch oft geschieht, so verfielen auch die Einsbacher auf den bequemen Ausweg, demjenigen eine reiche Belohnung zuzusichern, der sie in den Besitz einer ergiebigen Quelle setzen würde.

Seitdem die Ortsvorsteher dies bekannt gemacht hatten, war im ganzen Thale von nichts anderm mehr die Rede, als von der Quelle, und so kam es, daß

ein ganz armer Hirtenknabe, der täglich das Vieh seines Herrn auf die Höhe des Kandel treiben mußte, ebenfalls an nichts anderes mehr dachte. Die Auffindung einer Quelle hätte seine Lage mit einem Schlage verändern müssen, und aus dem armen verachteten Knaben, dem man für seine Leistungen nicht einmal satt zu essen gab, wäre ein reicher, angesehener Mann geworden, der vor seinen ehemaligen Herrn, den Müller, kühn hintreten und Meta zum Weibe verlangen durfte.

Des Müllers Töchterlein dachte genau so wie ihr junger Freund und trieb ihn an, er solle sich doch ja recht Mühe geben eine Quelle zu finden, vorher aber noch mit ihrem Vater reden. Leider aber erging es dem armen Hirten nicht besser als den übrigen Sinsbachern, auch ihm blieb jeder rettende Gedanke fern, und darüber ward er nach und nach ganz schwermütig, mochte weder mehr essen noch trinken und kümmerte sich fast zu Tode, umsomehr als er bestimmt wußte, wie er ein schier unerschöpfliches Wasserbecken unter seinen Füßen hatte. Am Grunde des Kandel wogt nämlich ein mächtiger See, der so viel Wasser hält, daß er bis zur Schweizer Grenze hinauf beinahe alles Land überfluten könnte.

Eines Tages nun saßen Berengar und Meta, die sich heimlich zu ihm heraufgestohlen hatte, wieder am Kandel und besprachen mit kummervollen Herzen die trüben Zukunftsaussichten. Mit einem Male jedoch

bemerkten sie einen jungen Mann, der in ein vornehmes Jagdgewand gekleidet, Horn und Hirschfänger an der Seite, gerade auf sie zukam.

„Nun, Kinder,“ rief er ihnen lachend zu, „will sich noch immer kein glücklicher Einfall einstellen, kein Spalt sich finden, durch welchen man das kostbare Wasser an's Tageslicht locken könnte, welches da drinnen zwischen den Felswänden tost?“

Die jungen Leute befiel kein kleiner Schrecken als sie sahen, daß der Fremde ihre geheimsten Gedanken erriet, sie rückten unwillkürlich von ihm zurück und sahen scheu zu ihm auf, ohne seine Fragen zu beantworten.

„Ihr braucht Euch nicht zu fürchten,“ fuhr er freundlich fort, „ich will Euch ja gern helfen, wenn ich kann. Vorher aber muß ich wissen, ob Du die Quelle finden möchtest oder nicht?“ wandte er sich an Berengar.

Auf einen ermunternten Blick aus Meta's schönen Augen hin, bejahte der Knabe schüchtern, denn ihm war bei der ganzen Sache etwas unheimlich zu Mute, da sie so gar nicht mit natürlichen Dingen zuzugehen schien.

„Gut,“ nickte da der Fremde, „Du bist noch ein unschuldiges Kind, Dir muß es gelingen das Felsenthor zu öffnen, welches die flüssigen Schätze gefangen hält.“

„Und wie hat er das anzufangen, Herr?“ frug die mutigere Meta.

„Wenn er sich morgen bei Sonnenaufgang pünktlich am Fuße des Kandel einfindet, so will ich es ihm sagen,“ erwiderte der Fremde. „Ich erwarte Dich an jenem Felsen, der sich senkrecht nach dem Thale niederstürzt, hörst Du, Berengar?“

„Und darf ich mitkommen?“ frug Meta.

„Nein, wir Beide müssen allein sein.“

Als sich der Jäger wieder entfernt hatte, besprachen die Kinder noch lange das seltsame Erlebnis und Meta pries das Glück, welches ihnen wiederfahren. Dazu schüttelte der Hirt jedoch den Kopf und meinte, es sei ein unheimliches Abenteuer und das Klügste würde wohl sein, sich nicht darauf einzulassen.

„Siehst Du, der Mann hat mir gar nicht gefallen,“ sagte er, „und ich bin gewiß, er trägt Böses im Sinn.“

„Versuchen müssen wir es aber doch,“ beharrte Meta, „denn wenn wir niemals für unser Glück arbeiten, so werden wir es auch unsre Lebtage nicht erreichen. Du weißt, der Vater hat Dir meine Hand zugesagt, wenn Du eine Quelle findest.“

Ach, diese kleine Hand, sie war es wohl wert, sich einer Gefahr auszusetzen.

„Und was immer Dir der Fremde morgen befehlen mag, beginne nichts, ohne dabei zu sagen: „In

Gottes Namen!" dann kann Dir kein Unglück widerfahren!" riet die sorgliche Meta.

Berengar von seiner Liebe zu dem hübschen Müllerskinde angespornt, war pünktlich zur Stelle, doch nicht früher als der junge Jäger, der ihm kurz zunickte und zu folgen befahl. Dem armen Berengar ward bald heiß, bald kalt, denn des Mannes Antlitz trug heute einen höhnischen, schadenfrohen Ausdruck, der am vorhergehenden Tage nicht zu bemerken gewesen war.

Als sie am Felsen angekommen waren, zog er einen großen glänzenden Gegenstand aus der Tasche und Berengar bemerkte, daß es ein Ring war. Zehn Minuten etwa arbeitete der Fremde am Felsen, stellte sich aber dabei so dicht an denselben, daß sein Begleiter nicht sehen konnte, was er vornahm, als er aber dann zurücktrat, da saß der Ring fest im Gesteine und alles rütteln erwies sich als erfolglos.

„So," sagte er nach einer Weile befriedigt, „jetzt ist alles vorbereitet und Du brauchst nur mit beiden Händen den Ring anzufassen, tüchtig zu ziehen, um die ersehnte Quelle hervorkommen zu sehen."

Berengar wäre am liebsten davongelaufen, aber ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß er bei einem Wettlaufe mit dem Fremden den Kürzern ziehen und dann erst recht verloren sein würde. So faßte er denn mit zitternder Fingern den Ring und während

er mit Aufgebot aller seiner Kräfte daran zog, rief er laut:

„In Gottes Namen!“

Im selben Augenblicke erbebte jedoch der Boden unter seinen Füßen, in der Luft hallte es wie von tausenfachem Donner, die Herde rannte laut brüllend den Weg zurück, den sie soeben gekommen war und Berengar sank taumelnd zu Boden.

Die Bewußtlosigkeit wich jedoch bald wieder, er vernahm ein lautes Rauschen in seiner unmittelbaren Nähe, und als er sich mühsam halb in die Höhe gerichtet hatte, sah er wie aus einem breiten Spalt im Felsen ein silberheller Strahl hervorschoß. Der Jäger aber war nirgends mehr zu erblicken, nur meinte Berengar an jener Stelle, wo er früher gestanden hatte, einen leichten Schwefeldunst wahrzunehmen.

Er hatte übrigens nicht lange Zeit über diese befremdlichen Vorgänge nachzudenken, denn die Erschütterung, die man auch unten in Sinsbach verspürt und die unter lautem Gebrülle heimkehrende Herde, hatten Berengars Herrn so sehr in Angst versetzt, daß er in Begleitung seiner Tochter und einigen Leuten nach dem Berge kam, um sich nach seinem Hirten umzusehen.

Lauter Jubel herrschte unter den Sinsbachern, als sie der munter sprudelnden Quelle ansichtig wurden und Berengar wurde von Allen gerühmt und mit Dankesbezeugungen überschüttet. Dann aber wollte

man auch wissen, wie er zu dieser segensreichen Entdeckung gelangt war, und als er seine Erlebnisse erzählt hatte, konnte man nicht eifrig genug den glücklichen Ausgang dieses gefahrvollen Unternehmens preisen. Der Jäger konnte unmöglich jemand Anderer als der Böse selbst gewesen sein, der sich das Vergnügen hatte verschaffen wollen, die Bewohner der umliegenden Ortschaften in den Fluten des Kandelsees zu ertränken. Was wäre aus ihnen geworden, wenn der kluge Berengar, den man bisher für nichts geachtet, nicht Gott angerufen hätte.

Der Müller hielt treulich sein Versprechen und verlobte Meta am selben Abend noch seinem Hirtenknaben, der ebenfalls das Müllerhandwerk erlernen und einst seines Schwiegervaters Nachfolger werden sollte. Auch die für Auffindung einer Quelle ausgesetzte Belohnung wurde ihm zu Teil und in späteren Jahren gelangte er noch zu allen möglichen Ehren, obgleich einige alte Frauen ihn als „Teufelsgenossen" schmähten und das Wasser aus der Kandelsquelle zu genießen weigerten, da es durch Höllenmächte an den Tag gefördert worden war.

Das Mümmeli und der Hirte.

Wenn man von der rauhen Hornisgrinde kommend, am sogenannten Hirtenstein vorübergeht und den schmalen, in ziemlich westlicher Richtung thalwärts schlängelnden Fußpfad einschlägt, so gelangt man in ungefähr zwanzig Minuten in einen engen Waldkessel. Seine hoch ansteigenden, enge zusammengerückten Wände bedecken schwärzliche Tannen, die stellenweise nur mühsam auf dem ungastlichen Boden emporzuklimmen scheinen, und seinen Grund nimmt ein tiefgrüner Wasserspiegel ein, der bekannte Mummelsee. Selbst wenn der Wanderer einen Streifen blauen Himmels über sich erblickt und ein verirrter Sonnenstrahl den dunkeln Fluten hier und da goldige Reflexe entlockt, ist das Landschaftsbild ein ernstes, schwermütiges. Geradezu trostlos und unheimlich wirkt jedoch der Anblick dieses einsamen weltverlorenen Sees, wenn düsteres

Gewölk über ihn hinstreicht, wenn phantastische Nebelgebilde die Schlucht durchwogen und ein ungestümer Wind den Tannen Klagetöne erpreßt und ihre Nadeln rieselnd zu Boden fallen.

In früherer Zeit, ehe der Dampfwagen die Touristenflut über alle jene Gegenden ergoß, wo die Natur mit verschwenderischer Hand ihre reichsten Schätze ausstreute, lag jedoch der romantische Mummelsee noch stiller und verlassener in seinem tiefen Waldesgrund. Die umwohnenden Landleute mieden seine Ufer, da sie ihn von allerlei abenteuerlichem Nixenvolk bewohnt wußten und neugierige Reisende, die ihre Namenszüge in Baumrinden und die Lehnen der Ruhebänke schnitten oder auf Felsen ꝛc. malten, gab es damals auch noch nicht. Diese Einsamkeit war übrigens dem jungen Hirten Udo gerade recht, denn er war trotz seiner achtzehn Jahre ein größerer Natur- als Menschenfreund und fühlte sich am glücklichsten, wenn er auf dem Rücken im hohen Grase liegend, auf seiner hölzernen Hirtenpfeife lockende Weisen pfeifen oder den Zug der Wolken beobachten konnte. Verlangte es ihn gerade einmal nach Gesellschaft, so mischte er sich unter die seiner Obhut unterstellten Tiere, die kannten und liebten ihn wie er sie kannte und liebte, aber Menschen, nein, denen ging er aus dem Wege, besonders den jungen Mädchen, denn er wurde rot, wenn sie zu ihm redeten und wußte ihnen nichts zu antworten. Für Udo konnte es also gar kein ange-

nehmeres Plätzchen geben als die öden Ufer des Mummelsees und darum trieb er seine Kühe und Schafe während der Sommermonate dahin und freute sich, wenn er sah wie sie sich die wohlschmeckenden, feinen Kräutlein suchten, deren es da oben in reicher Menge gibt.

An einem schönen Sommerabend lag Udo wieder langgestreckt auf seinem Lieblingsplätzchen und vertrieb sich die Zeit damit, seiner Pfeife allerlei Weisen zu entlocken. Aber es war sonderbar und er selbst wußte gar nicht wie es kam, heute klangen die Lieder so ganz anders als sonst, es lag etwas in ihnen, was er sich nicht erklären konnte und auch noch nie gehört hatte. Udo legte das Pfeifchen neben sich in's Gras und wollte eben über diese auffallende Erscheinung nachdenken, als es neben ihm leise raschelte und ein Wesen vor ihm stand, wie er noch in seinem Leben keins gesehen hatte, die Engel im Himmel konnten nicht schöner sein als diese war. Sie trug ein enganliegendes Gewand von Seide und einer so eigentümlichen Farbe, daß man gar nicht wußte, was es eigentlich für eine Farbe war. Sie glich den Wogen des Sees, nur daß sie ganz hell und oft wie silbern schillerte, sie war nicht blau, nicht grün und auch nicht weiß, wohl aber von allen diesen Farben etwas und bald gewann die eine von ihnen, bald die andere die Oberhand. Das dunkle Haar, welches aufgelöst in langen dichten Strähnen über den Rücken bis zur

Erde niederfiel, durchzogen schneeige Seerosen und dazwischen schimmerte es wie von tausenden flüssiger Diamanttropfen. Am allerschönsten war aber doch das runde rosige Gesichtchen, aus dem die großen schwarzen Augen hervorschauten, die so glänzend, klar und feucht aussahen, wie die Gewässer des Sees.

Wie lange sie so vor ihm stand und ihn ansah, wußte Udo nicht, denn es war ihm bei ihrem Anblick ganz eigen zu Sinn geworden und er vergaß alles um sich herum. Endlich teilten sich ihre roten Lippen zu einem freundlichen Lächeln und sie sagte:

„Warum pfeifst Du nicht mehr? — Es ist so schön und ich höre Dir so gerne zu.“

Udo nickte und nahm seine Pfeife wieder auf, um neuerdings seine Lieder zu beginnen, sprechen hätte er in diesem Augenblick nicht können, kein einziges armseliges Wörtlein nicht, und wenn es um sein Leben gegangen wäre. Und jetzt blies er noch ungleich schöner als vorhin, so daß ihm selbst die gewohnten Töne ganz fremdartig klangen, aber das war ja natürlich, saß sie doch vor ihm im Gras und sah ihn unverwandt an mit ihren strahlenden Nixenaugen.

Schließlich verlor Udo aber doch den Atem und mußte wieder absetzen. Eine Weile saßen sie beide einander stumm gegenüber, dann frug er:

„Bist Du ein Mümmeli, eins von jenen, die da

unten am Grund des Sees in einem Palast von Krystall und Gold wohnen?"

„Ja ich bin ein Mümmeli," antwortete sie, „aber Du brauchst darum nicht zu erschrecken, Udo, wir meinen es nicht böse mit den Menschen und es droht Dir keine Gefahr, wenn Du thust wie ich Dir sagen werde. — O, aber es ist schön hier oben in Eurer Welt und ich möchte immer hier bleiben, bei Dir!"

„Und ich möchte mit Dir hinunter in Deinen glitzernden Palast, Mümmeli, da muß es noch viel schöner sein und mir würde gewiß nie die Zeit lang werden, wie wenn ich unten bin im Thal und allerlei Hausarbeit machen muß. Nimm mich mit Dir!"

„Das darf ich nicht. Und dann ist es auch gar nicht so schön bei uns, Du denkst es nur, weil Du nicht weißt, wie es ist und nicht hinunter kannst. Wir haben gar nichts zu thun als zu spielen und uns zu schmücken, ein Tag vergeht wie der andere."

Der Hirte ließ traurig den Kopf sinken als er vernahm, daß sein Mümmeli ihn nicht einführen dürfe in das feuchte Reich, in dem es sein Leben verbrachte, und seufzend frug er:

„Aber Du kommst doch alle Tage herauf zu mir?"

„Wenn ich kann ja, komme ich aber einmal nicht, dann warte nur geduldig und geh' mir ja nicht an den See mich zu rufen, hörst Du, Udo, das wäre Dein Verderben."

Der Hirte versprach diese Mahnung im Gedächtnis bewahren zu wollen und da beide jung waren, so hatten sie den flüchtigen Kummer, der nur wie ein Schatten über sie hinzog, bald vergessen und belustigten sich so gut es ging. Das Mümmeli lief um den See herum und Udo eilte hinter im drein, ganz atemlos und rot im Gesicht, denn die Wasserjungfrau konnte springen wie ein Reh; endlich erhaschte er sie aber doch und dann lachte sie jedesmal so toll und ausgelassen wie ein ganz gewöhnliches Menschenkind.

So ging es fort bis der Mond am sternenbesäeten Nachthimmel heraufstieg und den See in berückendem Silberglanz erstrahlen ließ. Da wurde das Mümmeli plötzlich ernst, hielt dem Hirten zum Abschied den Mund entgegen und sagte:

„Also, ja nicht rufen, wenn ich einmal ausbleibe, Udo! — Ich vergesse Dich nicht und komme so oft ich kann.“

Und wirklich, das Mümmeli kam jeden Tag zu dem Hirten und wenn es ab und zu einmal ausblieb, so war es bestimmt am folgenden Tage wieder da und Udo fühlte sich so glücklich wie noch nie zuvor, wenn er auch manchmal meinte, es sei Alles nur ein schöner Traum, das Mümmeli und die seligen Stunden, die er im harmlosen Spiel mit ihm verbrachte.

So ging es viele, viele Wochen lang fort, endlich aber wurden die Tage immer kürzer und die Lüfte

immer kühler, der Herbst zog in's Land und mit ihm kam eine unendliche Bangigkeit über Udo. Da oben wurde es gar bald Winter, dann kam der bitterkalte Schnee und wenn man auch ihm noch trotzen wollte, wie lange konnte es dauern, so überzog eine dicke Eisdecke den See und das schöne Mümmeli konnte nicht mehr zu ihm herauf.

Das Mümmeli lachte jedoch nur als er sein kummervolles Herz ausgoß und dann sagte es:

„Der Schnee ist noch fern und wir werden uns viele Male noch sehen, ehe er kommt — warum jetzt schon traurig sein, solange alles um uns grün ist?“

„Aber es wird es nicht bleiben!“

„Nun gut, dann wird es wieder von neuem grün. – Der Winter dauert nicht ewig und wie herrlich wird das Wiedersehen sein!“

„Du hast mich nicht lieb, Mümmeli, sonst —“

„O doch,“ sagte es, ihn mit seinen tiefen Augen zärtlich anschauend, „aber weißt Du, ich verlange nicht mehr als ich haben kann.“

Udo jedoch war mit dem was er haben konnte nicht ganz zufrieden, wenngleich das Mümmeli mit Hand und Mund versprach immer an ihn denken zu wollen und gleich wieder zu kommen, sobald das Eis geschmolzen sein würde. Ach, ehe das Eis auf der Hornisgrinde schmolz, wie lange dauerte das nicht. Das Mümmeli plauderte von der Freude des Wiedersehens nach langer Trennung, von den glücklichen

Tagen die der folgende Sommer bringen würde und sah dabei ganz selig aus, während Udo mit bitterer Leidensmiene an seiner Seite saß und nur an den bösen Winter dachte.

Das ging wieder so bis das Mümmeli einmal zwei Tage hintereinander ausblieb. So lange hatte er es noch nie entbehren müssen und als es sich auch am dritten Tag ungewöhnlich lange nicht sehen ließ, da wußte er sich gar nicht mehr zu fassen vor schneidendem Weh. Ohne Ruhe und Rast machte er fortwährend die Runde um den See und immer mächtiger trat die Versuchung an ihn heran ihrem Verbote zu trotzen.

Endlich wurden die sonst so stillen Wellen unruhig und Udo vernahm ein Rauschen in der Tiefe des Sees, wie er es schon öfter beobachtet hatte, wenn das Mümmeli im Begriffe stand von seinem Grunde emporzusteigen. Die Freude raubte ihm beinahe die Besinnung und ohne zu wissen was er that, rief er in das Wasser hinab:

„O, Mümmeli, laß mich nicht so lange warten, ich vergehe vor Sehnsucht nach Dir!“

Erst blieb alles still, plötzlich aber fuhr ein gewaltiger Windstoß durch die Bäume, in der Luft wurde es ganz finster, Blitzstrahlen fuhren nieder, gefolgt vom rollenden Donner und im See begann es zu kochen und zu gähren bis sich die wallenden Wasser über die Ufer ergossen, während zu gleicher

Zeit langgezogene, gräßliche Klagetöne aus seiner Tiefe emporbrangen.

Eine Weile blieb Udo wie betäubt stehen, bis das Bewußtsein über ihn hereinbrach, daß er durch seine Unvorsichtigkeit das schöne Mümmeli für immer von sich gescheucht hatte und es vielleicht um seinetwillen auch noch eine harte Strafe erdulden müsse, denn mit dem Alten vom See durfte man nicht spaßen und wehe dem Nixchen, welches seinen Befehlen ungehorsam wurde, er kannte kein Erbarmen. — Da erfaßte Entsetzen den armen Udo und mit einem wilden Schrei eilte er dem Gipfel der Hornisgrinde zu, im Thale unten aber hat man ihn nie wieder gesehen und weil seine Herde allein und mit allen Zeichen des Schreckens heimkam, so meinten die Leute, er wäre wohl verunglückt als der See aus seinen Ufern trat und da er ein schmucker und braver Bursche war, so beklagten alle sein trauriges Geschick. Aber auch kein Mümmeli hat sich in dieser Gegend je wieder blicken lassen, das Schicksal des lieblichen Schwesternixchen mochte ihnen zur Warnung dienen und wenn man sich jetzt auch im schönsten Mondenschein am See ergeht, man bekommt nichts zu sehen als flockige Nebelgestalten, die von einer Stelle zur andern huschen und pfeilgeschwind vor einem herfliehen.

Graf Heinz
und sein Braumeister.

Etwa eine Stunde von Freiburg entfernt und beinahe von allen Punkten dieser Stadt aus sichtbar, erhebt sich ein ziemlich stark bewaldeter und weit in die Ebene hinaus vorgeschobener Ausläufer des Schwarzwaldes, der beiläufig 600 Meter hohe Schönberg, dessen Gipfel, nach der St. Georgener Seite zu, die Überreste eines alten Schlosses schmücken. Diese Ruine, die eigentlich nur mehr aus einem Teil des ehemaligen Bergfrieds besteht, ist die Schneeburg, oder richtiger Schnewburg, die ehemalige Veste eines einst mächtigen breisgauischen Adelsgeschlechtes, derer von Schnewlin.

Wer die Erbauer der Burg, ob sie ursprünglich eine Römerbefestigung gewesen war und welcher Familie sie zugehörte, ehe sie Schnewlin'sches Besitztum geworden, darüber ist nichts Bestimmtes bekannt, doch erzählt die Sage von einem Grafen Heinz, einem

wilden Gesellen, der einstmals am Schönberg gesessen und von da aus die ganze Gegend beherrscht und — unsicher gemacht haben soll.

Dies muß jedoch schon sehr, sehr lange her sein, denn zu Heinzens Zeiten fluteten noch die Wogen eines Sees, wo sich jetzt die mächtigen Stämme der Mooswaldforsten erheben, etwas was dem Grafen wohl zu Statten kam und seine räuberischen Unternehmungen gegen reisende Kaufleute und sonstige Wanderer nicht wenig begünstigte.

Eines Tages nun beobachteten die wachestehenden Spießgesellen des Grafen einen behäbigen Mann, der auf einem mit einem hübschen Pferde bespannten Wagen saß und in der Richtung gegen Basel fuhr. Einen solchen Fang durften sie sich natürlich nicht entgehen lassen und so schossen sie denn, wie beutegierige Raubvögel, aus sicherem Hinterhalte auf den ahnungslosen Reisenden los und zwangen ihn stille zu halten. Groß aber war das Erstaunen und die Enttäuschung der Räuber, als sie auf dem Wagen anstatt Geld und kostbaren Waren nichts weiter entdeckten als ein Tönnchen angefüllt mit einer schwarzbraunen Flüssigkeit.

Nach kurzer Beratung beschlossen die Angreifer dennoch den Gefangenen vor ihren Herrn zu führen und ihm den Fund zu melden.

Der Graf, dem in letzter Zeit so mancher reiche Fang geglückt war, befand sich in gnädiger Laune

und frug den Mann, woher er komme und was der Zweck seiner Reise sei.

„Hoher Herr," erwiderte der Mann mit einem strahlenden Lächeln, „ich komme aus dem Bayerlande, aus jenem gesegneten Lande, welches sich König Gambrinus, ein gar mächtiger Fürst, vor allen Ländern der Erde zu seinem Lieblingssitze erkoren hat."

„Einen König Gambrinus kenne ich nicht," kopfschüttelte der Graf, „ich glaube schier, Du Schelm, Du willst mich zum Besten haben."

„Wie würde ich das wagen!" verteidigte sich das rundliche Männchen. „Nein, Herr Graf, ich wiederhole es Euch, ein Land, in welchem König Gambrinus herrscht, ist ein glückliches Land, es wird von seinem Geiste durchweht wie von einem sanften Windeshauch, der nach langer Winterhaft die Erde aus eisigen Banden löst. Und die Unterthanen meines Königs sind beinahe stets munter und guter Dinge, denn er ist ein Spender reicher Freuden und ich wette was Ihr wollt, bevor lange beugen sich alle deutschen Lande unter sein sanftes Szepter."

„Was Du da berichtest klingt sonderbar genug und gern möchte ich Deinen Herrn kennen."

„Sendet einen Diener zum Wagen, er soll diesen Becher mit dem Inhalt meines Fäßchens füllen, denn ich weiß es bestimmt, habt Ihr erst davon gekostet, so schwört auch Ihr, edler Herr, zu Gambrinus lustiger Fahne."

Als dem Grafen der volle Becher gebracht ward, besah er mißtrauisch die dunkelglühende Flüssigkeit und führte ihn nur zögernd an die Lippen, kaum aber, daß er den ersten Schluck gethan hatte, verklärte sich sein Gesicht und er setzte den Humpen nicht eher wieder nieder, als bis auch kein einziger Tropfen mehr darin war.

„Beim Himmel," rief er, „Dein König gefällt mir nicht übel und ich bekenn' es, er ist würdig dem alten Bachus zur Seite gestellt zu werden! — Verstehst Du es, auch hier seinen Geist wachzurufen, so will ich Dir's getreulich lohnen."

Der Gefangene erwiderte hierauf schlau:

„Wo Gerste wächst, Herr Graf, da findet mein König alles, dessen er zu seinem Gedeihen bedarf."

„Daran soll Dir's nicht fehlen, und wehe dem Bauer, der noch etwas anderes baut als der Gerste edles Korn!"

Und als das Tönnchen bis auf den letzten Tropfen geleert war, waren auch der Graf und sein Gefangener einig.

Bald nach diesem Abend erhob sich unten im Thale, zur Seite eines sprudelnden Quells, dessen Wasser mannigfache Schmerzen linderten, ein mächtiges Gebäude, umgeben von Mauern und Wall, denn Fax, des Grafen Hofbrauer, bestand darauf, daß seinem König eine burgartige Wohnstätte errichtet werde. In langen Reihen brachten die Wagen

der Hörigen die Gerste und bald wogte siedend und zischend die braune Flut im mächtigen Kessel.

Kein Tag verging, an welchem Herr Heinz nicht den Glücksstern pries, der ihn seinen Freudenspender Fax finden ließ und ebensowenig verging ein Tag, an welchem er dem neuen Herrscher nicht huldigte. Ja, die Opfer, die ihm der edle Graf darbrachte, waren häufig so schwere, daß er nicht mehr ungeleitet den Weg zu seiner Veste fand und tagelang in einer Betäubung blieb, die sowohl den am Schönberg vorüberziehenden Reisenden, wie auch dem biedern Fax gar zu sehr zu Statten kam.

Mittlerweile aber befestigte sich Gambrinus Regierung immer mehr und mehr, sein Geist zog in jedes Haus, in jede Hütte ein, er durchdrang alle Gemüter, trieb aller Orten seine Blüten. — Freilich ging diese Wandlung so still vor sich, daß gerade derjenige nichts davon bemerkte, auf dessen Geschick sie den größten Einfluß üben sollte.

Der Sommer war in's Thal gezogen und glühende Hitze lag über den blühenden Feldern, als Graf Heinz von gewaltigem Durst erfaßt, wieder einmal voller Ungeduld an des Brauhauses schwere Pforte pochte.

Vergebens jedoch war all' sein Rufen und Lärmen, im Innern des Gebäudes blieb alles stumm, und nach einer langen Weile erst, zeigte sich über der Mauerzinne Faxens rotes Vollmondgesicht.

„Was soll das Poltern und Toben?“ rief er dem Grafen zu. „Ich hab' Euch und Euern Durst lange genug ertragen, jetzt aber hat sich das Blatt gewendet, von nun an braue ich zu meinem Nutz' und Frommen. Dort sprudelt ein frischer Brunnen und ladet Euch ein, Euern Durst zu stillen!“

Als der Graf sah, daß im Guten nichts auszurichten sei, gab er seinem Rosse die Sporn und sprengte im tollen Lauf den Schönberg hinan, seine Scharen durch lauten Hornruf sammelnd.

Aber ach, nur ein kleines Häuflein schart sich um den Betrogenen, die treulosen Knechte weigern sich gegen König Gambrinus zu Felde zu ziehen und Graf Heinzens Gebot verhallt, er ist unfähig, sich Gehorsam zu erzwingen.

Was ist zu thun! — Ein Angriff verspricht keinen Erfolg, denn auch die Bauern stehen auf Faxens Seite und er spart den Gerstensaft nicht, wo es gilt, sie im Widerstande gegen den Grafen zu bestärken. Von Gambrinus aber vermag er sich nicht mehr loszusagen, wie mit eisernen Banden hält ihn der Hinterlistige umschlungen und wenn ihm nicht bald Labung wird, so muß er verschmachten. Da heißt es den Frieden schließen und dem schändlichen Fax gewähren, was er begehrt: freies Brau- und Wirtsrecht und ewigen Hausfrieden.

Grollend unterzieht sich der Graf dieser Not-

wendigkeit, doch er thut's und nun strömt auch für ihn wieder die braune kühlende Flut.

Es ward Winter und wieder Sommer, ohne daß der Frieden eine Störung erlitt, Fax braute fleißig sein Bier und der Graf, dessen Durst stets gewaltiger ward, sah mit neidischen Blicken zu, wie sich des treulosen Braumeisters Reichtum mehrte.

Müde von des Tages und der Arbeit Last, schickte sich Fax an einem stillen Herbstabend an, bei Zeiten sein Haus zu schließen, zumal der einzige anwesende Zecher schon sein Nachtlager aufgesucht hatte und am frühen Morgen das Werk von Neuem begann.

Eine Stunde später lag das wallumgürtete Brauhaus in tiefster Ruhe da und wie Geisterklage klang es durch die stille Nacht als des einsamen Gastes Hand die schweren Eisenriegel am Pförtchen zurückzog und zwei unheimliche langgezogene Pfiffe ertönen ließ.

Nach einer kleinen Weile begann es draußen zu klirren wie von den Tritten Gewappneter und gleich darauf schlüpfte ein Mann durch das halboffene Pförtlein. Ihm folgte ein zweiter, ein dritter und so fort, bis ein ganzes Häuflein kampfeslustiger Streiter im Hofe beisammen stand, die unter Graf Heinzens Führung gegen die aus Eichenbohlen gefügte Thüre des Hauptgebäudes stürmten.

Die dröhnenden Schläge, die gegen das Thor geführt wurden, brachten Meister Fax rasch auf die Beine und ein einziger Blick durch das Fenster belehrte

ihn, wer die Angreifer seien. Rasch besonnen weckte er Gesellen und Gesinde und da es an Wehr und Waffen fehlt, versieht er jeden von ihnen mit mächtigen Bierkannen von Zinn. So ausgerüstet, schleichen sich die Männer die Treppe hinunter, ziehen die Riegel sachte vom Thore zurück, und ehe sich die Angreifer dessen versahen, sausten die Bierkrüge von mächtigem Arm geschwungen verderbenbringend auf ihre nur schlecht geschützten Köpfe nieder.

Nachdem sich die Gräflichen von ihrer ersten Überraschung erholt hatten, entbrannte ein wildes Handgemenge. Langsam zwar aber sicher wurden die Verteidiger zurückgedrängt, und wenn ihnen nicht von außen Hilfe ward, so mußten sie der Übermacht erliegen. Eine letzte Anstrengung noch und das Brauhaus befand sich in ihrer Gewalt, in dessen kühlen Gewölben der Ermüdeten stärkende Labung harrte, da jedoch griff mit einem Male eine mächtigere Hand in das Spiel, ihm die entscheidende Wendung gebend. Ein dumpf dröhnendes Rollen tönte aus dem Innern der bebenden Erde heraus, die Mauern wankten, der Boden bot dem Fuße keinen sicheren Halt mehr dar und von des Schönbergs Höhe nieder ergießt sich ein Strom zäher, gelblicher Erde.

Beendet ist der Kampf, den Habgier und Neid entfacht, denn Alle, Angreifer wie Verteidiger, suchen aus dem borstenden Gemäuer in's Freie zu entkommen, doch auch hier winkt ihnen keine Rettung, denn immer

mächtiger strömen die lehmigen Fluten und auch der sonst so stille See tobt in gewaltigem Aufruhr, als sich seine klaren Wasser durch den fremden Eindringling aus ihrem Bette verdrängt sahen.

Nach und nach verstummten auch die Wehrufe der unglücklichen Kämpfer, und über ihre Leiber hinweg ergoß sich der Erdstrom, der auch das stolze Brauhaus und die Schätze in seinen gewölbten Kellern nicht verschonte.

Und als es wieder Morgen ward und die hellen Sonnenstrahlen über die Höhen herüberblinzelten, da schauten sie ein Bild der gräulichsten Verwüstung. Alles Land ringsum bedeckte die gelbe, zähe Erdmasse, in der des Wanderers Fuß haltlos versank und von den blauen Wassern, die sonst so fröhlich im Morgenlichte erglänzten, war keine Spur mehr vorhanden.

An jener Stelle aber, wo der erste Gambrinus-Tempel im badischen Lande gestanden, erhebt sich heute ein einfaches, doch reinliches Gasthaus, welches den Wanderer zur Einkehr ladet, und die Erinnerung an jene gräßliche Katastrophe hält die Freiburger nicht ab, an schönen Sonntagen hinauszupilgern zum freundlichen Gasthause „zum Leimstollen“, um dem Weltbeherrscher Gambrinus ihre Huldigung darzubringen.

Der Vogt von Mindeck.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts lebte in dem Städtchen Bühl eine Schuhmachersfamilie, der es oft am Notwendigsten gebrach und die nichts weiter ihr eigen nannte, als eine kleine verfallene Holzhütte dicht am Thore. Trotz des sie unaufhörlich verfolgenden Mißgeschickes dünkten sich die Leute aber doch reich, denn sie besaßen eine achtzehnjährige Tochter, die ebenso schön als tugendhaft und fromm war. Wie es auch gar nicht anders sein konnte, so war Agnes bei Jedermann beliebt und in ganz Bühl gab es keinen Menschen, der ihr das geringste Böse nachgesagt hätte. Ihre Herzensgüte und ihre Werkthätigkeit ward sogar allenthalben laut gerühmt, und wirklich, kaum eine einzige Familie gab es, die ihr nicht zum Dank verpflichtet gewesen wäre, denn trotz ihrer großen Jugend kannte sie nicht nur alle heilsamen Kräuter, sondern wußte sie auch richtig anzuwenden,

und wo sich ein Kranker fand, eilte sie hilfbereit an sein Lager, ohne sich jemals für ihre Mühen bezahlen zu lassen. Was sie that, that sie aus Nächstenliebe.

Zu des Mädchens Unglück war ihre Schönheit jedoch auch dem Vogt von Windeck aufgefallen, der seither unter allen möglichen Vorwänden beinahe täglich die Hütte ihrer Eltern besuchte und ihr durch seine Bewunderung das Leben schwer machte. Dies ging monatelang fort und Agnes fühlte sich schon der Verzweiflung nahe, umsomehr als zu jenen Zeiten einem armen Mädchen so wenige Mittel zu Gebote standen, sich vor einem mächtigeren Verfolger zu schützen. Der Widerstand der ihm entgegengesetzt ward, spornte indessen den Vogt nur noch mehr an, und als er erkannte, daß mit Geschenken und Versprechungen nichts auszurichten sei, sann er auf eine neue List. Seine Leidenschaft hatte jetzt einen Grad erreicht, daß er vor nichts mehr zurückschreckte, was Agnes in seine Gewalt bringen konnte. Nach kurzem Besinnen, glaubte er ein Mittel gefunden zu haben und ohne sich lange zu besinnen, brachte er sich an der linken Hand eine tiefe Wunde bei. Dem Gesunden konnte Agnes den Rücken wenden, der Leidende durfte ihrer Teilnahme sicher sein.

Des Vogtes Erwartungen betrogen ihn auch nicht, denn es war kaum eine Stunde vergangen, seit er den Boten abgesandt, als das Mädchen zwar bleich, doch mit mildem Ernst an sein Lager trat. Freilich,

ganz war der Plan nicht geglückt, denn Agnes kam stets in Begleitung ihres Vaters, der keinen Augenblick von ihrer Seite wich.

Die Genesung des Verwundeten machte unter der Behandlung der schönen Samariterin rasche Fortschritte und schon mußte der Tag nahe sein, wo sie ihre Besuche bei ihm einstellen würde. Dieser Gedanke machte den Vogt beinahe rasend; sollte er denn so ganz vergebens gelitten haben.

Eines Tages, nachdem Agnes die kranke Hand abermals verbunden und dabei erklärt hatte, daß die Wunde nun schon fast ganz geheilt sei, verlangte der Vogt, ein Unwohlsein heuchelnd, plötzlich nach einem Glas Wein. Alles Rufen war vergeblich, kein einziger Diener war in der Nähe und der Kranke jammerte und stöhnte dermaßen, daß der alte Schuhmacher endlich die ihm dargebotenen Kellerschlüssel nahm, um selbst einen Labetrunk herbeizuholen.

Kaum jedoch, daß der alte Mann das Gemach verlassen hatte, fühlte sich der Vogt auch schon wieder ganz wohl, und ehe Agnes noch Zeit gewann zu fliehen, umschlang er ihren Leib.

„Sieh, Agnes," rief er ungestüm, „nur Dir zu Liebe habe ich diese unsäglichen Schmerzen gelitten, nur um Dich zu sehen, mit Dir reden zu können. Sei gut und vernünftig, Deine Eltern sind arm, leiden Mangel, doch dies soll alles anders werden,

ihr sollt ein schönes Haus Euer nennen, wenn Du mir nur ein wenig gut sein willst."

Mit übermenschlicher Anstrengung wand sich Agnes aus den sie umschlingenden Armen los und den Vogt zurückstoßend, rief sie im Tone tiefsten Abscheus:

„Berührt mich nicht, Herr Vogt, und schämt Euch so lästerliche Reden zu führen, die Euch doch nichts helfen werden. Wir sind arm und wollen es bleiben, wenn Wohlstand für uns nur durch Sünde und Schande zu erkaufen ist."

„Mach' mich nicht böse, Mädchen, wie ich Dir als Freund nützen kann, so kann ich Dir als Feind schaden, Dich vernichten, wenn ich will!" rief der Vogt zornesrot.

„Wenn Gott mich schützt, so brauche ich Euch nicht zu fürchten, denn Ihr seid nur ein elender Wurm gegen ihn!"

Die Rückkehr des Schuhmachers verhinderte den Vogt an weiteren Reden, dafür aber sprachen seine Augen eine Sprache, die nicht mißzuverstehen war.

Von diesem Tage an betrat Agnes nimmer wieder das Windecker Schloß und selbst ihre Hütte wagte sie nicht mehr unbegleitet zu verlassen. Dies half ihr jedoch wenig, denn des Vogtes Leidenschaft hatte sich jetzt in glühenden Haß verwandelt, er strebte nicht mehr darnach, Agnes zu besitzen, sondern sie zu vernichten, und darum ruhte er auch nicht eher als bis sie, wegen Hexerei angeklagt, im Turm lag.

„Bekenne, daß es Zauberkünste waren, mit deren Hilfe Du den Vogt geheilt?“ riefen ihr die Richter zu.

Vergebens jedoch waren alle Drohungen, alle Martern, selbst die Schrecken der Folterkammer vermochten des Mädchens Standhaftigkeit nicht zu erschüttern, und als man ihr endlich das Urteil verkündete, welches sie zum Flammentot verdammte, da rief sie voller Zuversicht:

„Gott wird mich nicht verlassen!“

Wohl blieb der armen Agnes frommes Vertrauen nicht ohne Eindruck auf ihre verblendeten Richter, aber schwerer wog doch des Vogtes Zeugnis gegen sie, welches er laut und feierlich beschworen hatte, und sie ward an den Pfahl gebunden.

In stummem Entsetzen umstand die Menge den Scheiterhaufen, die Fortschritte beobachtend, welche die mächtig auflodernden Flammen machten, in denen diejenige ihren Tot finden sollte, die allen Kranken und Traurigen eine treue Stütze gewesen war. Sie kamen immer näher und näher an ihr Opfer heran, welches laut betend der glühenden Umarmung entgegensah.

Da erschütterte mit einem Male ein schwerer Donnerschlag die Luft, und als sich aller Augen erschrocken gegen Himmel wandten, sahen sie, daß sich dichtes unheildrohendes Gewittergewölke über dem Thale zusammengezogen hatte. Die wenigen duftigen Wölkchen, welche vor einer halben Stunde über das

blaue Himmelsgewölbe verstreut gewesen, hatten sich in eine dichte gelbgraue Masse verwandelt, aus der nach allen Richtungen zischende Blitze niederfuhren.

Ein Donnerschlag folgte dem andern, bis mit einem Male ein sündflutartiger Regen niederströmte, unter dessen Einfluß die Flammen des Scheiterhaufens erst stille standen und dann allmälig erloschen.

Der namenlose Schrecken, welcher die Menge erst ob dieses furchtbaren Unwetters ergriffen, verwandelte sich jetzt mit einem Schlage in jubelnde Freude und weithin schallte es:

„Gott hat gerichtet, gebt das Mädchen frei!"

Das lag aber nicht in des Vogtes Plan, er wollte nicht im letzten Augenblick auf den Triumph der Rache verzichten und sich vorwärts drängend, rief er:

„Nicht Gott, der Teufel hat gerichtet!"

Dies waren seine letzten Worte, taumelnd sank er zurück, von einem Blitzstrahl zu Boden gestreckt.

Agnes starb unvermählt in hohem Alter, ihr ganzes Leben dem Dienste der Armen und Schwachen widmend.

Die Zerstörung der Burg Alt-Falkenstein.

Etwa drei Wegstunden von Freiburg, der Perle des Breisgaus entfernt, am südlichen Ende des blühenden Dreisamthales, erheben sich mächtige Berge, einer Mauer vergleichbar. In östlicher Richtung öffnet sich dieser Wall und man gelangt in das liebliche „Himmelreich“, wo saftige Weidegründe, Baumgruppen und Gehöfte mit einander abwechseln.

Bald verändert sich jedoch die Gegend und man betritt eine imposante Schlucht, die nur für die schöne Straße und die in ihrem mit Granitblöcken übersäetem Bette wild schäumende Rotta Platz läßt. Zu beiden Seiten dieser Schlucht, deren Eingang die Trümmer von Neu-Falkenstein bewachen, streben notdürftig mit Föhren und Tannen bestandene Felsen himmelan und von ihren zerklüfteten Häuptern wehen scharfe Winde nieder. Am Hirschsprung vorbei, kommt

man zu einer schwindelnden Felswand, die sich steil abwärtssenkt, und dort oben stand einst die für unbezwinglich gehaltene Räuberburg Alt-Falkenstein im Höllenthal. Jetzt freilich ist nichts mehr von ihr übrig als einzelne verwitterte Mauerreste, die traurigen Zeugen frevelhafter Thaten.

Die Besitzer der Burg, die Ritter von Falkenstein, die entarteten Sprossen eines einst ebenso mächtigen wie edeln Geschlechtes, hatten sich seit längerer Zeit schon eine traurige Berühmtheit als Wegelagerer und Stegreifritter erworben, niemals jedoch war es so schlimm zugegangen als zu Zeiten der Ritter Künlin und Hanns, die im Verein mit Künlins Söhnen, dem Ritter Dietrich und den Edelknechten Klein-Künlin und Werner, allerlei Unfug trieben. Es kam so weit, daß selbst der ärmste Wanderer nicht mehr mit Sicherheit an der Burg vorüberziehen konnte, denn wenn es weder Gold noch Silber gab, so begnügten sich die „edeln" Herren auch mit schlechter Münze. Gab es keine Wanderer zu berauben, so hatte man wieder genug Höfe in der Nähe, aus denen sich nächtlicher Weile eine Kuh oder ein Schäflein leicht heraustreiben ließ.

An Klagen über dieses gewaltthätige Beginnen fehlte es freilich nicht, doch pflegte die Gerechtigkeit zu jenen Zeiten noch sehr langsamen Schrittes zu wandeln und dann ließ man sich auch nicht gern mit den Falkensteinern in einen Handel ein. Es war

nämlich kein leichtes Beginnen, diese Burg zu belagern, die, gleich einem Adlerhorste, hoch droben in den Lüften auf einem unzugänglichen Felsen saß und an ihrer nordöstlichen Seite außerdem noch durch eine überaus dicke Mauer und einen breiten Graben vor feindlichen Angriffen geschützt ward. Deshalb konnten denn auch diese Raubritter solange allen Anklägern Trotz bieten und ungestört ihr schimpfliches Handwerk fortsetzen.

Im Kirchzarterthal lebte ein Höriger des Herrn Dietrich, Namens Henseler, der eine Tochter noch zu Hause hatte. Das Mädchen faßte eine innige Neigung zu einem armen Freiburger Hintersassen, und da die Eltern die Wahl mißbilligten, ihr sogar jeden Verkehr mit dem Geliebten untersagten, so folgte ihm Berthelinde heimlich in die Stadt nach und ward sein ehelich Weib.

Hanns Schneider war jedoch blutarm und wie sich die Kinder mehrten, gerieten die jungen Eheleute in so bittere Not, daß sie keine andere Hilfe mehr sahen als den Beistand der Eltern und hartherziger Verwandten anzurufen. Das junge Paar fand aber leider in Berthelindens Heimatsthal eine sehr üble Aufnahme und der alte Hader loderte noch mächtiger auf, denn je zuvor.

Nur einer von Berthelindens Brüder erwies sich freundlich gegen die Hartgeprüfte, und da er sie nicht ganz unbeschenkt von dannen ziehen lassen wollte und doch nichts besaß, so gab er ihr den Rock einer

ihrer Schwestern. Diese That blieb jedoch nicht lange verborgen, und obgleich der junge Mann ehrlich eingestand, daß er seine Schwester mit diesem Kleidungsstücke beschenkt hatte, klagten die unnatürlichen Eltern ihren Schwiegersohn doch der widerrechtlichen Aneignung an, ein Vergehen, von welchem ihn aber die Richter gänzlich frei sprachen.

Diese Niederlage erbitterte den alten Henseler dermaßen, daß er nicht nur den Sohn mißhandelte, durch dessen Aussage sein Plan vereitelt ward, sondern sich auch zum Ritter Dietrich nach Falkenstein begab, seinen Beistand zu erbitten. Wer in solchen Anliegen zu dem raub- und mordlustigen Burgherrn kam, durfte gewiß sein, gnädiges Gehör bei ihm zu finden und so erreichte auch Henseler was er wollte. Obgleich nun der arme Hanns Schneider den Falkensteinern niemals ein Leid zugefügt hatte, ward doch beschlossen, ihm aufzulauern und ihn dann als Gefangener nach der Burg abzuführen.

Henseler fand bald einige Spießgesellen, die sich bereit zeigten gemeinsame Sache mit ihm zu machen, und als Hanns und sein Weib eines Tages außerhalb der Stadt im Felde arbeiteten, wurden sie überfallen und der entmenschte Vater schlug sein eigenes Kind solange bis es wie leblos am Boden lag. Unbekümmert um Berthelindens ferneres Schicksal ließen sie die Männer bewußtlos liegen, während Schneider nach Kirchzarten geschleppt wurde, woselbst

man ihn in des alten Henselers Hause untergebrachte.

Nach einiger Zeit, als Berthelinden's Lebensgeister allmählig wiedergekehrt waren, richtete sie sich mühsam auf und schlug ebenfalls den Weg nach Kirchzarten ein, denn sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß man den Gatten in das Haus ihrer Eltern bringen würde, um für die erlittene Demütigung an ihm Rache zu nehmen.

Todmüde, an Geist und Körper gebrochen, langte das arme Weib endlich an ihrer Geburtsstätte an, die sie nicht zu betreten wagte, denn sie durfte ja nur hoffen, dem armen Hanns vielleicht Hilfe bringen zu können, wenn sie selbst frei blieb. So irrte sie zwei Tage und zwei Nächte, ohne Ruhe und Nahrung um das Häuschen des Vaters, scheu fliehend, sobald sich ein menschliches Wesen nahte.

Am frühen Morgen des dritten Tages endlich bekam sie den Gatten zu Gesichte, aber ach, er war gefesselt und von mehreren fremden Männern bewacht, die ihn in der Richtung nach Falkenstein abführten. An einen Befreiungsversuch war unter diesen Umständen nicht zu denken und so blieb der Bedauernswürdigen nichts übrig, als sich wie ein treues Hündchen hinter dem Zuge herzuschleichen. Was sie geahnt, geschah auch wirklich, man brachte Hanns nach der Burg der Falkensteiner, wo die Männer mit ihrem Gefangenen nach kurzer Unterhandlung eingelassen

wurden. Verzweiflung erfaßte bei diesem Vorgang Berthelindens Herz, denn sie kannte die Beherrscher des Höllenthales zu genau, um nicht zu wissen, welches Geschick ihrer Gefangenen harre, und als das Einlaßpförtchen einen Augenblick unbewacht blieb, benützte sie die Gelegenheit, um sich ebenfalls in die Mauern einzuschleichen, die ihren Gatten umschließen sollten. Sie kam jedoch nicht weit, als durch einen Knecht ihre Entdeckung herbeigeführt ward.

„Werft sie in das schlechteste Loch unserer Keller und legt sie wie einen Hund an die Kette!“ gebot Klein-Künlin, als ihm ihre Anwesenheit berichtet ward.

Vergebens bat und flehte Berthelinde man möchte sie vor den alten Ritter Dietrich führen, der sich darin vor seinen noch entarteteren Söhnen vorteilhaft unterschied, daß er doch nur am Rauben und Plündern, nicht aber am Morden Gefallen fand. Ihre Bitten wurden mit Hohn und Spott aufgenommen und als Klein-Künlins Befehle vollzogen waren, sagte man ihr, sie möchte nur getrost warten, sie und ihr Gatte würden bald genug von aller Not und allem Erdenleide befreit werden.

Am andern Morgen fand es sich jedoch, daß die arme, durch zahllose Körper- und Seelenleiden entkräftete Frau in ihrem schaurigen Gefängnisse Mutter eines toten Mägdeleins geworden war, und als die Ritter von diesem Ereignisse Kunde erhielten, mochte

ihnen doch ein wenig bange werden, denn sie verfügten Berthelindens sofortige Freilassung.

Das tote Kind in ihr Halstuch gehüllt, schritt das unglückliche Weib, von einigen Knechten geleitet, laut klagend dem Ausgange zu, als ihr von ungefähr der jüngere Ritter Dietrich in den Weg kam.

Ihren ganzen Mut noch zu einem letzten Versuche zusammenraffend, warf sie sich zu seinen Füßen und rief schluchzend:

„Ich weiche nicht von dieser Stelle, Herr Ritter, ehe Ihr nicht meinen Gatten mit mir ziehen laßt. — Übet Gnade, damit Ihr einst vor Gott Gnade finden möget!"

Erst wollte Herr Dietrich zürnen, dann aber besann er sich und beschied die Bittende gelassen:

„Es sei, Du sollst den Gatten wiedererhalten, doch soll Dir dies Geschenk nach meinem Sinne werden, nicht nach dem Deinigen. Geh' hinaus und warte drüben, dem hohen Turm gegenüber."

Banger Ahnung voll schaute das Weib zum Ritter auf, nichts Gutes kündete ihr seine Miene, doch ein barsches: „Hinaus!" scheuchte sie widerspruchslos von der Stelle.

Eine Stunde wohl mochte vergangen sein und noch immer harrte Berthelinde in stummer Pein. Da tönte mit einem Male ein wilder Schrei vom Turm nieder und entsetzensstarr sieht sie des Gatten

Körper hoch oben schweben, wie geharnischte Männer ihn erbarmungslos in die Tiefe stürzen.

„Da hast Du Deinen Gatten wieder, ich habe mein Wort gelöst!“ ruft ihr Herr Dietrich vom Erker höhnisch lachend zu.

Berthelindens Kräfte reichten nur noch aus, um jener Stelle zuzueilen, an welcher Hanns Schneiders zerschmetterter Körper lag, über welchen sie mit einem lauten Jammerrufe besinnungslos zusammenbrach.

Als sie wieder zu sich kam, stieg die Sonne gerade in leuchtender Pracht hinter den Berghöhen herauf und ihr Anblick flößte der verlassenen Wittwe neue Lebenskraft, neuen Mut ein. Nein, sie durfte noch nicht sterben, ihre Aufgabe war nicht erfüllt, solange die frechen Mörder ihres Gatten und Kindes oben auf der felsumstarrten Veste saßen, trotzig in stolzer Sicherheit alle göttlichen und menschlichen Gebote verlachend.

Mit schier übermenschlicher Anstrengung schaffte Berthelinde des Gatten Leichnam nach dem Falkensteiner Thale, wo sie ihn mit eigenen Händen an der Seite ihres kleinen Kindes bei dem Kirchlein begrub, welches den Namen des heiligen Oswald trug.

Ein letzter Blick noch, eine letzte Abschiedsträne und Berthelinde trat den Rückweg nach Freiburg an, die verdiente Strafe über die Ritter von Falkenstein herbeizuführen. Ganz erfüllt von dem Andenken an den geliebten Gatten, den man ihr so frevelhaft ge-

raubt, trat sie im blutbefleckten Kleide in die Mitte des edeln Rates, unerschrocken nach Gerechtigkeit und Sühne rufend:

„Mein Mann war freilich nur einer der Geringsten, immerhin aber gehörte er zu Euch und stand unter dem Schutze dieser Stadt. Soll es nun diesem Geschlechte von Räubern und Mördern vergönnt sein, Eurer Macht Trotz und Hohn zu bieten, ungestraft den Frieden brechen zu dürfen?“

Des Weibes zürnende Klage verhallte nicht ungehört, zudem der Ritter ja durch die Ermordung eines ihrer Hintersassen auch der Stadt selbst einen Schimpf zugefügt hatte, der Rache forderte.

Nachdem alle Vorbereitungen mit ungewohnter Eile erfüllt waren, kündete die Stadt Freiburg den Falkensteinern die Fehde an, und wenige Tage später sandte sie ihre Scharen in Verbindung mit denen des Herzogs Reinolt von Urselingen und denen noch vieler andrer edler Herren, denen das Treiben der Raubritter schon lange ein Greuel gewesen war, vor die drohende Felsenburg.

Die Belagerung nahm einen viel rascheren Verlauf als man zu hoffen gewagt hatte. Die Verteidigung der schon durch ihre natürliche Lage geschützten Burg, ward von den unzufriedenen Knechten so nachlässig betrieben, daß man die Veste schon beim ersten Sturmlauf in die Gewalt bekam. Sie wurde niedergebrannt und bis auf die äußern Mauern eingerissen,

die Ritter von Falkenstein und ihre Raub- und Mordgenossen aber führten die Städtischen nach Freiburg in's Gefängnis ab, wo sie ihre Unthaten büßen mußten. Die Burg wurde nie wieder aufgebaut, das Geschlecht derer von Falkenstein, welches sich von da ab friedlicherer Sitten befleißigte, blüte jedoch bis in die neueste Zeit hinein, wo es in der Person des letzten Freiherrn von Falkenstein endlich erlosch.

Die Habsburg-Tanne.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte Graf Rudolf von Habsburg auf seiner fast unbezwinglichen Veste Hauenstein. Er war damals ein Mann in der Blüte der Kraft, der sich von den Edeln des Landes durch seine übermütige Fehdelust, seinen Ehrgeiz, aber auch wieder durch seinen frommen mildthätigen Sinn hervorthat.

Wenn der Graf mit seinen Nachbarn gerade in Frieden lebte und er auch nicht von Ritterspielen in Anspruch genommen ward, so ergötzte er sich an der Kraft und Kühnheit erfordernden Jagd im Hochwalde. Das forstenreiche Albthal war dasjenige Gebiet, in welchem er sich mit Vorliebe zu diesem Zweck zu tummeln pflegte und wenn er bis zur Erschöpfung einsam unter den dunkeln Tannen den scheuen Hirsch oder den wilden Eber verfolgt hatte, pflegte er zu

Füßen eines der himmelstrebenden Bäume kurze Rast zu halten.

Sein Lieblingsplatz jedoch war eine ehrwürdige Riesentanne, deren Zweige und Äste sich weit und hoch wie ein Baldachin über seinem Haupte wölbten.

Einstmals hatte ihn nämlich der Zufall unter diesen Baum geführt, dessen prächtige Krone ihn während seines einfachen Jägermahles vor den zudringlichen Strahlen der Hochsommersonne zu schützen versprach. Ermüdet von den Anstrengungen der Jagd und der drückenden Hitze, befiel Herrn Rudolf nach kaum beendetem Mahle wider Gewohnheit plötzlich ein heftiger Schlaf. Er mochte gegen ihn ankämpfen wie er wollte, es blieb vergeblich, eine unsichtbare Hand schien ihm die Lider gewaltsam zuzudrücken und bald lag er im tiefsten Schlafe, umgaukelt von einem seltsamen Traum.

Die gewaltige Baumkrone schien sich immer weiter und höher zu dehnen, bis sie das erhabene Gewölbe eines Domes bildete. Trommelwirbel ertönten in der Ferne, Hörner und Posaunen bliesen rauschende Fanfaren und Rudolf sah sich selbst wie er im glänzenden Ornate, die juwelenfunkelnde Kaiserkrone am Haupte, umgeben von den Mächtigen und den Bischöfen des Reiches, durch die Menge schritt, die ihm jubelnd entgegenrief: „Heil Rudolf von Habsburg, dem Kaiser!“

Als der Jüngling erschrocken in die Höhe fuhr und raschen Blickes um sich sah, befand er sich einsam im dunkeln Walde. Ringsum herrschte die tiefste Stille, kein Vöglein zirpte, kein Windeshauch huschte durch die Stämme hin, aber der Hörnerschall und der Jubelruf: „Heil Rudolf von Habsburg, dem Kaiser!" tönte noch in seinen Ohren fort.

„Ja, dieser Traum soll sich erfüllen, der wie eine Offenbarung oder Mahnung über mich gekommen ist, ich will Kaiser werden, der Stammherr eines unbezwinglichen Geschlechtes, welches durch die Jahrhunderte blühen und die halbe Welt unter ihr Scepter beugen soll! — Ich will nicht ruhen, bis ich die Mission erfüllt habe, die mir Gott gesetzt!" rief Rudolf voll Begeisterung in den Wald hinein.

Die Größe des Zieles, welches er sich gestellt, schreckte den Grafen nicht ab, unwandelbar behielt er es im Auge und immer wieder, selbst noch im reifen Mannesalter kehrte er zu dieser seiner Lieblingstanne zurück, um sich in ihrem Schatten in die Einzelheiten dieses Traumes zu vertiefen und an seinen ehrgeizigen Plänen weiterzuarbeiten, die ihm Tag und Nacht vorschwebten, ihn stets zu neuen Unternehmungen antrieben um seine Macht und seinen Reichtum zu mehren.

Und Rudolf hielt Wort. Fünfundzwanzig Jahre nach diesem Traume setzte er sich die deutsche Kaiserkrone auf's Haupt.

Seither war diese Krone von vielen, vielen Häuptern getragen worden, das Reich selbst war in Trümmer gesunken um wie ein Phönix aus seiner Asche wieder aufzuerstehen, die Tanne aber, unter welcher Rudolf geträumt und gehofft, sie breitet ihre stolzen Wipfel noch immer auf den Höhen des Schwarzwaldes und trägt den Namen die Habsburg-Tanne.

Die Schneeburg
im St. Wilhelmsthal.

6*

Von dem romantischen, durch die wechselvollsten Landschaftsbilder ausgezeichneten St. Wilhelmsthale aus, am Fuße des nordwestlichen Feldbergabhanges gelegen, erheben sich ansehnliche Höhen, deren dunkle Waldpartieen bald von schroffen Felsgebilden, bald von smaragdgrünen Matten durchbrochen werden.

Eine der stattlichsten dieser Höhen ist der imposante Hochfarren, an dessen westlicher Seite, auf einer vorspringenden Ecke ruhend, einst die wilde Schneeburg in die liebliche Gebirgsidylle des Wilhelmthales niederdrohte.

Von dieser einst so stolzen Veste sind jetzt freilich nur mehr geringe Trümmer übrig, die verlassen und vergessen im Waldfrieden träumen von den Tagen längst vergangener Pracht und Herrlichkeit, in denen ihre Erbauer und deren Nachkommen noch das umliegende Gebiet beherrschten, Recht und Gesetz jedoch

dermaßen verachtend, daß sich die Freiburger schon im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts zu einem Belagerungszuge gegen das Schloß genötigt sahen, zu dessen Schlusse es von ihnen gebrochen und zerstört wurde.

Die Begründer und Eigner der Schneeburg, eine Linie des mächtigen und weitverzweigten Adelgeschlechtes der Schnewlin, die nicht nur in der Geschichte des Breisgaus, sondern auch in jener der Stadt Freiburg selbst, der sie als Bürger angehörten, eine hervorragende Rolle spielten, waren eben gar gewaltthätige Herren, die weder nach Gott noch nach dem Kaiser viel frugen, es vorziehend, sich auf ihr gutes Glück und ihre Waffen zu verlassen. Mit der diesem Geschlechte eigenen Rücksichts- und Gewissenslosigkeit, verbanden die Schnewlin einen unbeugsamen Mut und einen praktischen Geschäftssinn, denen sie ihre sich rasch ausbreitende Macht, wie ihren sich stetig mehrenden Reichtum zu danken hatten.

Von allen den Schnewlins, die im Laufe der Zeiten da hoch droben auf der trotzigen Schneeburg hausten, trieb es aber trotzdem keiner schlimmer als die Brüder Heinz und Wilhelm Schnewlin, die weder die Stadt Freiburg, noch die Nachbarn, noch den harmlosen Wanderer, den sein Unstern an der Veste vorüberführte, in Frieden ließen und die auch ihre Hörigen in einer selbst für die damalige Zeit unerhörten Weise bedrückten. Und da ihre kühnen und

räuberischen Unternehmungen meist von dem wünschenswerten Erfolge begleitet waren, so kannten ihr Hochmut und ihre Verwegenheit bald keine Grenzen mehr.

Einmal aber erlitt Wilhelm ungeachtet seiner Schlauheit und Vorsicht doch eine derbe Niederlage, die ihn bitterer schmerzte, als Alles, was er je gethan und erlebt hatte, die er sich zeitlebens nicht mehr zu vergeben vermochte.

Es war gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Ritter Wilhelm, der damals in der Blüte der Jugend stand und dem Gott eine ebenso schöne Körperhülle gegeben hatte wie sein Charakter häßlich war, kehrte von einem Turnier heim und hatte eben seinen eigenen Grund und Boden betreten, als ihm ein kleiner Reisezug entgegenkam. Den Mittelpunkt desselben bildete eine Sänfte, deren goldgestickte Vorhänge und sonstige kostbare Ausstattung auf bedeutenden Reichtum schließen ließen, und die von einem Häuflein Bewaffneter bewacht wurde.

Wilhelm's erfahrener Blick erkannte sofort, daß seine Begleitung dem entgegenkommenden Trosse wohl gewachsen sei, denn sie war nicht nur zahlreicher, sondern auch ebenso gut bewaffnet und beritten wie die Gegner. Überdies war die Schneeburg nicht weit vom Orte der Begegnung entfernt und ein des Weges kundiger Bote konnte in kurzer Zeit weitere Unterstützung herbeiholen, wenn es zu einem heißen Kampfe kommen sollte, woran der Ritter vorerst jedoch noch

zweifelte, denn es war ihm ja schon mancher gute Fang ohne viele Schwertstreiche gelungen.

Über diesen wichtigen Punkt einmal klar geworden, zögerte Herr Wilhelm nicht, sich für einen Angriff zu entscheiden, um so mehr als die Reisenden sich durch sein Erscheinen ziemlich beunruhigt zu fühlen schienen, was er für ein sicheres Zeichen nahm, daß sie selbst an ihrer Verteidigungsfähigkeit zweifelten.

Als die Zurufe, zu halten, nicht nur unbeantwortet, sondern auch unbefolgt blieben, gab der Ritter von Schnewlin das Signal zum Beginn des Kampfes.

Die Sache schien jedoch einen andern Verlauf nehmen zu wollen, als er gedacht hatte, denn dieselben Leute, die sich erst so zaghaft geberdeten, setzten ihm nun einen zähen Widerstand entgegen und zeigten sich entschlossen die Sänfte um jeden Preis zu verteidigen.

So wogte der Kampf eine Weile hin und her, ohne daß eine der Scharen zum Weichen gebracht ward, bis mit einem Male eine weiße Hand die Vorhänge der Sänfte teilte und den Streitenden mit einem Tuche zuwinkte. Gleichzeitig kam ein so wunderbar schönes Frauenantlitz zu Vorschein, daß Herr Wilhelm das erhobene Schwert überrascht sinken ließ und seinen Leuten Einhalt gebot.

Dies war kaum geschehen als ein Jüngling in kleidsamer Pagentracht auf ihn zuschritt und ihn in wohlgesetzter Rede bat zu seiner Herrin zu folgen.

„Und wer ist Deine Herrin, mein Sohn?“ frug der Ritter eilig vom Pferde steigend, denn die Dame in der Sänfte hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Fräulein Adelheid, das einzige Kind des edeln Grafen von Wildenstein,“ antwortete der Knabe.

Des Ritter's Augen blitzten auf, die Kunde vom Reichtum und dem Ansehen der Grafen von Wildenstein war bis zu seiner einsamen Bergveste gedrungen und in dem Zufall, der die Tochter eines so mächtigen Herrn in seinen Weg führte, erblickte er den sichern Beweis, daß sein Glücksstern jetzt im Zenith stand.

Herr Wilhelm war jedoch nicht nur herrsch- und geldsüchtig, sondern über die Maßen eitel auf die Vorzüge, mit denen ihn die Natur ausgestattet hatte und daher kam es, daß in diesem Augenblicke das Verlangen zu gefallen, einen günstigen Eindruck auf die vornehme Jungfrau zu machen, alle andern Begierden überwog. Seine hohe, schlanke, dabei aber doch kräftige Gestalt noch höher aufrichtend, trat er an die Sänfte heran, bemüht durch die liebenswürdigste Zuvorkommenheit der Gräfin eine gute Meinung von sich beizubringen.

Errötend und mit niedergeschlagenen Augen erwiderte das schöne Mädchen seinen Gruß und es überkam ihn ein ganz ungewohntes Unbehagen als sie mit silberheller Stimme frug:

„Darf ich wissen, Herr Ritter, worin wir uns

gegen Euch verfehlt haben, daß Ihr uns mit bewaffneter Hand am Weiterzuge hindert? — Sagt es mir, was an mir liegt soll geschehen, unser Unrecht gut zu machen."

Ritter Wilhelm ward durch diese von einem lieblichen Lächeln begleiteten Worte in noch heftigere Verlegenheit gesetzt und zum ersten Male in seinem Leben fehlte es ihm am Mute, die Absichten zu bekennen, die ihn zu diesem Überfall bewogen hatten, zumal des schönen Grafenkindes Augen mit einem Ausdruck an ihm hingen, der seiner Eitelkeit schmeichelte. Wenn es ihm gelang, sich ihre Bewunderung zu bewahren, würde es ihm auch gelingen ihr Herz zu gewinnen.

„Eure Begleiter, edle Jungfrau, haben unsern Zurufen ein so beharrliches Schweigen entgegengesetzt, daß wir bei ihnen schlimme Absichten voraussetzen mußten," stotterte Wilhelm. „Ihr wißt, es sind jetzt gar arge Zeiten und niemals zuvor noch waren Wege und Straßen so unsicher. Man muß in Jedem, der unsern Pfad kreuzt, einen Feind vermuten."

„Ach ja," antwortete die Jungfrau, voll Milde und Vertrauen zu ihm aufsehend, „ich weiß das nur zu gut und ihr mögt mir glauben, Herr Ritter, als ihr uns anhieltet, da meinte ich schon, wir wären einem jener Entarteten in die Hände gefallen, die ihr Ritterschild durch Raub und Mord beflecken. Erst als ich vernahm, Ihr wäret der Ritter von Schnewlin, wich die Bangigkeit von mir, denn da wußte ich, daß

ich nichts zu fürchten habe. Die Schnewlin sind kein heruntergekommenes Geschlecht, welches sich nur durch solche Unthaten auf seinen Burgen halten kann."

Hingerissen von der Schönheit der Grafentochter, wie von dem Vertrauen, welches sie in ihn setzte, änderte er ohne langes Besinnen seine Pläne. Hier gab es mehr zu gewinnen als Gold und Geschmeide. Nicht durch Anwendung roher Gewalt wollte er sie zum Weibe gewinnen, freiwillig und freudig sollte sie die kleine Hand zu ewigem Bunde in die seinige legen. Und dann, wenn er sie nach der Schneeburg brächte, wie nahe lag da nicht die Gefahr, daß ihr Liebreiz des Bruders Herz in Flammen setzen würde?

„Ja, Fräulein Adelheid, Ihr dürft mir vertrauen," rief er, die Hand an's Herz pressend, „und ich bitte Euch, gewährt mir die Gunst, Euch mit meinen Leuten bis zu bewohnteren Stätten das Geleit geben zu dürfen, damit ich Euch geschützt weiß vor übeln Begegnungen."

Fräulein Adelheid willigte freudig in diese Bitte und die Leute des beiderseitigen Gefolges, die sich kurz vorher noch feindlich gegenüber standen, scharten sich nun einträchtig um die Sänfte, neben welcher Wilhelm Schnewlin ritt.

„Mein Vater wird es Euch gedenken, daß Ihr mich in Euern Schutz genommen habt. Er kommt mir entgegen und ich will ihm sagen, wie gütig und edel Ihr Euch erwiesen habt," sagte sie mit süßem Lächeln,

als die in der Ferne ragende Schneeburg nicht mehr zu erblicken war. Den Seufzer der Erleichterung, der bei diesen Worten ihren Busen hob, den Dankesblick, den sie gegen Himmel sandte, bemerkte der Ritter nicht.

Endlich lagen die rauhen Berge hinter den Reisenden und für des Fräuleins Sicherheit stand nichts mehr zu befürchten; Herr Wilhelm dachte aber trotzdem noch immer nicht an den Abschied und die Jungfrau that nichts, ihn daran zu mahnen. Im Gegenteil, sie schien sich seiner Begleitung zu freuen und diese Wahrnehmung erfüllte ihn mit Hoffnungen und einem Jubel, die sich nur mühsam verbergen ließen. Im Geiste sah er sich schon mit der Grafentochter am Altare stehen, denn daß er einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte, daran konnte er nicht zweifeln und wenn ihr Vater dies sah, würde er ihm gewiß ihre Hand nicht verweigern, zumal er ihm Dank schuldete für Schutz und Geleit.

Gegen Abend öffnete sich das reichgesegnete Dreisamthal vor ihren Blicken und kaum, daß sie in dasselbe eingetreten waren, bemerkten sie einen stattlichen Reitertroß, der rasch auf sie zukam.

„Das werden die Meinigen sein!“ rief Fräulein Adelheid, auf deren liebliches Antlitz sich das warme Rot freudiger Erregung legte.

An der Spitze des Zuges befand sich ein stattlicher Fünfziger in reicher Rüstung und ihm zur Seite ritt

ein Jüngling, dessen gelocktes Goldhaar unter der Kopfbedeckung in reichster Fülle hervorquoll.

Nun trafen die beiden Züge zusammen, man erkannte sich gegenseitig und Adelheid warf sich erst in die Arme des Vaters, dann in die seines Begleiters, die Beide von ihren Pferden gestiegen waren.

Sie rühmte den beiden Rittern die Fürsorge ihres Beschützers mit beredeten Worten und sagte zum Schlusse:

„Dankt dem edeln Ritter von Schnewlin, daß er Eure Tochter so treu vor Ungemach bewahrt hat, und Ihr, teurer Udo, seid dem Beschirmer Eurer zukünftigen Hausfrau ebenfalls Dank schuldig."

Mit finstern Mienen empfing der edle Schnewlin die Dankesergießungen der Grafen von Wildenstein und Rothenburg, die Bitte, sie zum Hochzeitsfeste zu begleiten, welches wenige Tage später gefeiert werden sollte, schlug er aber aus. Am liebsten würde er Beiden sein Schwert durch den Leib gerannt haben, aber ihr und Adelheid's Gefolge bildeten eine zu stattliche Schar, als daß er an Feindseligkeiten denken durfte, wollte er nicht den Kürzeren ziehen und vielleicht noch in Gefangenschaft geraten.

Er machte gute Miene zum bösen Spiele zwar, aber er kehrte auch heim ohne Beute und ohne Braut, mit dem drückenden Bewußtsein, daß er durch Weiberlist besiegt worden war.

Die Maria-Lindenkirche bei Ottersweier.

Unweit der sagenreichen Burg Alt-Windeck befindet sich eine hübsche, wenn auch einfache Kirche, die von mehreren schönen, alten Linden umstanden wird, von denen sich die eine durch einen ganz besonders mächtigen Umfang auszeichnet. Es ist dies die sogenannte Lindenkirche, ein beliebter Wallfahrtsort für die Bewohner der dortigen Gegend, welche sie in hohen Ehren halten.

In früheren Zeiten befand sich jedoch nur die erwähnte prächtige Linde allein an dieser Stelle, und unter ihrem sich mächtig ausbreitenden Geäste pflegte eine jugendliche Hirtin zu ruhen, während die ihrer Fürsorge anvertraute Herde die umliegenden Matten abweidete.

Eines Tages, das Mädchen saß wieder an seinem Lieblingsplatz, vernahm es einen leisen, doch überaus herrlichen Gesang. Erstaunt horchte es auf diese ungewohnten Töne, bald aber erfaßte es namenlose

Angst, denn es war geradeso, wie wenn der Gesang aus dem Bauminnern hervordringen würde.

Mit einem jähen Sprung stand die Hirtin auf ihren Füßen und beeilte sich von dem Baume fortzukommen, in welchem jedenfalls ein böser Geist seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben mochte. Je rascher sie jedoch flieht, umso kräftiger erschallt die übernatürliche Stimme und in ihrer Herzensangst fällt sie auf die Kniee nieder, mit zum Himmel erhobenen Händen laut betend:

„Heilige Maria, steh' mir bei und nimm' mich unter Deinen Schutz!"

Kaum jedoch, daß sie diese Worte gerufen hatte, löste sich ein großes Stück aus der Rinde des Baumes und sie erblickte eine in glänzendem Lichte erstrahlende Höhlung, in welcher eine Madonna mit dem Jesusknaben im Arm stand.

Des Mädchens abergläubische Furcht verwandelte sich mit einem Male in jubelnde Freude und anbetend sank es vor dem Heiligtume nieder.

Am andern Morgen strömte die gesamte Einwohnerschaft von Ottersweier unter Juttas Führung der alten Linde zu und nach wenigen Monaten schon erhob sich dicht neben derselben eine Kapelle, die dem Heiligenbilde zur Wohnstätte dienen sollte.

Die jetzige, im gothischen Stile erbaute Kirche ward erst im Jahre 1484 errichtet.

Die Hochzeit auf Schloß Bärenfels.

Dicht am Eingange zu dem in seiner einsamen Großartigkeit beinahe unvergleichlichen Wehrathal, bemerkt man auf einem 700 Meter hohen Felsen die malerische Ruine des ehemaligen Schlosses Bärenfels, dessen wohlerhaltener Turm noch erstiegen werden kann und den Ausblick auf ein herrliches Stückchen Gotteserde eröffnet.

Vor langer, langer Zeit zählten die Ritter von Bärenfels zu den reichsten Geschlechtern dieses Landstriches und ihre Macht reichte bis tief in die Bärenau hinein. Dies war namentlich zu Herrn Engelbrecht's Zeiten der Fall, der milde und gerecht über Land und Leute herrschte, den Frieden liebte und sich mühte, seinen Reichtum wie seine Macht zu wahren und zu stärken, indem er von beiden nur einen weisen und mäßigen Gebrauch machte.

So führte Ritter Engelbrecht ein friedliches und

glückliches Leben, zumal er zwei Kinder besaß, die prächtig gediehen und sich zu vorzüglichen Menschen zu entwickeln versprachen.

Der junge Wernher hatte endlich sein zweiundzwanzigstes Jahr erreicht, sich bei ritterlichen Kampfspielen schon manchen Lorbeer errungen und der alte Ritter dachte daran, sich nach einer passenden Gemahlin für ihn umzusehen, denn seine größte Furcht war, daß sein edles Geschlecht erlöschen möchte. Mitten in diesen Plänen erfuhr er jedoch eine Störung durch die Kunde, daß die Fürsten und Edeln des Reiches sich zu einem neuen Zuge wider die Feinde der Christenheit rüsten. Wernher hatte nämlich diese Botschaft kaum vernommen, als ihn auch schon flammende Begeisterung erfaßte und er erklärte unter jeder Bedingung mit seinen jungen Genossen ziehen und für seinen Glauben kämpfen zu wollen. Weder die Vorstellungen des Vaters, noch die Bitten von Mutter und Schwester vermochten ihn davon abzubringen, bis diese endlich nicht länger mehr in ihn zu dringen wagten, aus Furcht den Zorn Gottes auf ihn und sich herabzurufen.

Je näher aber der Tag der Trennung kam, um so trauriger wurde auch ihnen zu Sinn und Wernher war noch der Einzige, der mit froher Zuversicht in die Zukunft schaute. Eines Tages endlich, trat Ritter Engelbrecht, der die letzten Wochen in ernstem Sinnen und heißem Gebet verlebt hatte, in das Frauengemach

und legte zärtlich die Hand auf seiner Gemahlin Schulter.

„Elsbeth," begann er mit leiser Stimme, „ich weiß, Ihr seid gut und edel — Ihr werdet ohne Groll und mit Standhaftigkeit das Unvermeidliche tragen — ich ziehe mit Wernher in's gelobte Land! — Vor Wochen hörte ich einstmals im Traume eine Stimme mir zurufen: „„Dein Platz ist an Deines Sohnes Seite!"" — Gott will, daß ich gehe, das ist klar."

Die Edeldame beugte sich tiefer über ihre Arbeit, sie schwieg, aber daß die ihren Augen entströmenden Thränen das kostbare Linnen netzten, vermochte sie nicht zu wehren. — Nicht nur der Sohn wurde ihr entrissen, auch der Gatte noch!

Ihre Frömmigkeit trug indessen bald den Sieg über die Betrübnis ihres Herzens davon. Wenn es Gott gefiel das Leben der Geliebten zu schonen, so konnte Er sie unversehrt durch grauses Kampfgetümmel, Krankheit und Not führen, wenn nicht, so konnte Seine Hand sie auch erreichen im Frieden der Burg.

Es war ein wunderschöner Maimorgen als Frau Elsbeth und die siebzehnjährige Agnes, einander eng umschlungen haltend, auf dem Söller standen, um mit ihren thränengetrübten Blicken den geliebten Kreuzfahrern nachzuschauen, die sich eilig, ach, nur zu eilig von der Burg entfernten.

Zwei Jahre waren vergangen, während welcher man auf Bärenfels nur selten etwas über das Ergehen der Ritter vernommen hatte, als endlich die frohe Botschaft eintraf, daß sie gesund und wohlbehalten in die Heimat zurückgekehrt seien und bald vor ihrer Burg erscheinen würden.

Welche Wonne und Seligkeit ergoß diese Botschaft nicht in die Herzen der Burgfrau und ihrer jungfräulichen Tochter! Freudig erfüllte Frau Elsbeth von dieser Stunde an die vielgestaltigen Pflichten, die ihr das Amt einer Stellvertreterin des abwesenden Herrn auferlegte und auf des liebreizenden Edelfräulein's Wangen erblüten von Neuem die Rosen des Glücks. Die Kunde von der baldigen Heimkehr des Vaters und Bruders bedeutete für sie eine doppelte Freudenbotschaft, denn nun sah sie auch den Tag nahen, an welchem Ritter Hans von Sponeck sie zum Altare führen würde.

Doch wieder folgte eine Woche der andern, ohne daß sich die so sehnsuchtsvoll Erwarteten einfanden und die bangste Sorge um ihre teuern Leben schlich sich abermals in die Herzen der harrenden Frauen.

„Ein fremder Ritter begehrt Einlaß — er bringt Kunde von den Herren,“ meldete endlich der alte Diener mit einem Blick, der nichts Gutes ansagte.

„Führe ihn herein,“ gebot die edle Herrin erbleichend.

In stummer Angst erwarteten Mutter und Tochter den Fremdling und keine wagte die andere anzusehen.

Geführt von dem Alten, der ängstlich horchend im Nebenzimmer stehen blieb, trat ein noch junger Ritter über die Schwelle, die Edeldamen in wohlgesetzter Rede begrüßend.

„Ihr bringt uns Nachricht von Vater und Sohn, Herr Ritter — sagt an, wo weilen sie zur Stunde und warum lassen sie uns so lange harren in Schmerz und Pein?“ frug Frau Elsbeth mit klopfendem Herzen.

Der Fremde nahm eine betrübte Miene an und sagte feierlichen Tones:

„Faßt Euch, edle Frauen — ich komme als Abgesandter der tapferen Ritter von Bärenfels — Euch ihre letzten Grüße zu überbringen.“

„Heilige Jungfrau, sie sind nicht mehr!“ schrie Frau Elsbeth auf, in halber Besinnungslosigkeit in ihren Fenstersitz zurückfallend, während Agnes laut schluchzend an ihrer Seite zu Boden sank, unter heißen Thränen rufend:

„Mutter — Mutter, verlaßt mich nicht, fasset Mut um meinetwillen!“

Nach und nach erholte sich die Burgfrau so weit, um nach den Einzelheiten des schrecklichen Ereignisses fragen zu können.

„Ja, furchtbar war es und bittere Thränen haben auch wir an der Bahre dieser Edeln vergossen, die so nahe der Heimat einem tückischen Fieber erlagen,

welches zur Zeit in Frankfurt, der Krönungsstadt, die Menschen hinrafft wie unreife Ähren."

Und mit beredten Worten schilderte der Fremdling die Heldenthaten, welche die Ritter im fernen Lande der Sarazenen vollbracht, die Verherungen, die sie unter ihnen angerichtet hatten, die Fährlichkeiten und Entbehrungen, die sie bestehen mußten, aber auch die Liebe und Treue, die sie bis zum letzten Atemzuge der Heimat bewahrten.

„Wir waren von der ersten bis zur letzten Stunde unzertrennliche Gefährten und wenn es Euch ein Trost sein kann, edle Frauen, so wißt, daß ich mit Euch um die Geschiedenen klage."

Nach diesen Worten legte der Ritter eine Anzahl unbedeutender Gegenstände vor die Burgfrau, die sich im Besitze der Kreuzfahrer befunden hatten und auch ein großes versiegeltes Schreiben.

„Es enthält den Willen des Herrn Engelbrecht und die Bestimmungen, die er zu Euern Gunsten getroffen hat."

Bescheiden zog sich der Bote zurück, nachdem er eingewilligt hatte, einige Tage auf Bärenfels zu ruhen von den Mühen der Fahrt.

Der Burgkaplan, ein gelehrter Mann, machte die verwaisten Frauen mit dem Inhalt des feierlichen Schreibens bald bekannt, welches neuen Jammer über die Unglücklichen heraufbeschwor. Herr Engelbrecht, der weise, der gütige Herr, bestimmte darin den Ritter

Kunno von Stolzenburg zum Nachfolger in seinen Besitz und in allen seinen Rechten und auch zu seinem Tochtermann. Er war des Lobes voll, über seine Tugenden, seine Verdienste und die treue Fürsorge, die er ihm und Wernher während des langen Siechtums bewiesen, er gebot der Wittwe, sich allen Anordnungen des Ritters widerstandslos zu fügen, der Tochter, alle Wünsche des eigenen Herzens zu ersticken, alle Gelöbnisse zu brechen, wenn sie solche abgelegt hätte und dem Manne zum Altare zu folgen, den er ihr Kraft seines väterlichen Rechtes zum Eheherrn bestimmte, wenn sie nicht seinen Fluch auf sich laden wolle.

Unbeschreiblich waren der Jammer und die Verzweiflung der Frauen und doch nahte ihnen kein einziges Mal die Versuchung einem Gebote Widerstand entgegenzusetzen, welches sie nicht zu begreifen vermochten.

Vergebens bot der nicht minder verzweifelte Ritter von Sponeck seine ganze Überredungskunst auf, um die Trostlosen zu überzeugen, daß Herr Engelbrecht niemals gewollt haben könne, was in diesem Briefe stand, daß er seiner Wittwe kein so kärgliches Los bereiten, seiner Tochter nicht gebieten würde heilige Schwüre zu brechen. Alles was er durch vieles und langes Bitten erreichte war, daß die Hochzeit mit Ritter Kunno erst nach sechs Monaten gefeiert werden sollte, trotzdem dieser sie sogleich vollzogen haben wollte.

Am andern Morgen hatte Hans von Sponeck seine Veste verlassen und Niemand kannte das Ziel seiner Fahrt.

Unzählige Male trat an Jungfrau Agnes die Versuchung heran, sich vom Söller herab in den Abgrund zu stürzen, Vater, Bruder und Bräutigam an einem Tage zu verlieren, das war mehr als sie ertragen konnte und der Tod war tausendmal besser, als einem Manne anzugehören, der ihr den tiefsten Widerwillen einflößte, den sie nicht ansehen, dessen Stimme sie nicht hören durfte, ohne von namenloser Angst erfaßt zu werden. Sie widerstand jedoch immer wieder dieser Versuchung, hoffend der Tod würde freiwillig als Retter aus höchster Not kommen.

Er kam jedoch noch immer nicht, trotzdem schon die Hochzeitskerzen in der Burgkapelle brannten und der Kaplan umgeben von seinen Chorknaben bereit standen.

Schwankenden Schrittes bewegte sich Agnes zum Altare, wie aus weiter, weiter Ferne tönten die Worte des Priesters an ihr Ohr und als sie den Mund öffnete das bindende „Ja“ auszusprechen, da war es, als ob eine Eisenhand ihre Kehle zusammenpressen würde und eine Minute später sank sie mit dem gellenden Rufe: „Er kommt!“ besinnungslos in die ausgebreiteten Arme der Mutter.

Der Kaplan schloß sein Buch und Kunno, heftig erschreckend, rief:

„Schnell, Herr Kaplan, beendet die Zeremonie, es ist nur die Erregung, sie hat „ja" gesagt, ich hörte es!"

„Aber ich nicht, Herr Ritter," antwortete der Priester finster.

Vergebens bat, vergebens drohte der Ritter und als er sich zornig umwandte, da sah er drei hohe Männergestalten langsam auf sich zukommen.

Es waren die Ritter von Bärenfels und von Sponeck.

Mit einem Entsetzensschrei taumelte er zurück und suchte zu entfliehen, schon aber hatte ihn Wernher mit eisernem Griffe gefaßt und unterstützt vom Schwager schleppte er ihn aus der Kapelle hinaus.

„Elender Mörder!" donnerte er ihm zu, „das ist Dein Dank dafür, daß ich Dein erbärmliches Leben rettete! — Du hast uns langsam vergiftet und als wir im Starrkrampfe lagen und Du uns für tot hieltest, da hast Du uns beraubt, hast hier Jammer und Elend verbreitet um Dir anzueignen, was Dir nicht gebührte! Welche Strafe ist groß genug, eine so unerhörte Schandthat zu sühnen.

„Nur der Tod!" antwortete der Ritter von Sponeck mit gezücktem Schwerte auf den Wehrlosen eindringend.

„Haltet ein, Ritter!" gebot da Herr Engelbrecht, der würdige Greis. „Seine Strafe sei zu leben, den Schandfleck durch die Welt zu tragen, der auf seiner Stirne brennt. Er ziehe unversehrt von der Schwelle,

über welche mit ihm Verzweiflung eingezogen ist, er empfange sein verfallenes Leben aus den Händen derjenigen zurück, die es ihm schon einmal gerettet haben und die er trotzdem heimtückisch morden wollte.

Als Kunno diese Gnadenworte vernahm, kehrte eine schwache Röte in seine aschfahlen Wangen zurück, die erloschenen Augen belebten sich und die eingesunkene Brust wagte wieder zu atmen.

Als der alte Ritter von Bärenfels dies sah, warf er dem Verbrecher einen verächtlichen Blick zu und fuhr fort:

„O, meine Söhne, Ihr meint, mein Urteil sei ein mildes und dieser Elende selbst glaubt es jetzt, wo die ausgestandene Todesangst, die Furcht vor dem Lose, welches seiner harrt, in seinem feigen Herzen zittert. Ich aber sage Euch, Ihr wolltet ihm eine Wohlthat erweisen, denn das Schwert bedarf nur einer Minute um alles Menschenleid zu enden, seine Qual aber kann noch viele Jahrzehnte währen, wenn Gott nicht barmherziger ist als wir es sind und ihm den Tod sendet. — Gebet ihn frei!"

Die jungen Ritter gehorchten widerspruchslos diesem Befehle und wie von Furien gejagt stürzte Kunno von Stolzenburg aus der Veste.

Zwei Monate später wurde auf dem festlich geschmückten Bärenfels eine Doppelhochzeit gefeiert, nämlich die der Jungfrau Agnes mit dem Ritter von Sponeck und die Wernher's mit Ida von Sponeck, die

den Bruder als Knabe verkleidet nach Frankfurt begleitete, mit ihm vereint unermüdlich nach dem Vater und Sohn seiner Braut forschte und als man sie endlich todkrank in einer Herberge fand, des Nötigsten beraubt, nicht von ihrem Lager wich, ehe sie dem Leben wiedergewonnen waren.

Die Jahre vergingen und von Kunno gelangte keine Kunde mehr nach Bärenfels, bis endlich eines Tages sein entstellter Leichnam von Landleuten aus dem Flüßchen gezogen ward. Er soll jedoch in dem ihm bereiteten Grabe keine Ruhe gefunden haben und zur mitternächtigen Stunde das Wehrathal und seine Wälder durcheilen mit lauten wimmernden Klagetönen, ein Bote des Unglücks für diejenigen, die seiner spuckhaften Gestalt ansichtig werden.

Der letzte
Ritter von Hohenrode.

Wenngleich die Ortenau nicht zu den bekanntesten Punkten des badischen Schwarzwaldes zählt, so gehört sie doch sicherlich zu seinen schönsten. Unter dem vielen Anziehenden, was sie bietet, befindet sich auch ein hoher, schwer zugänglicher Felsen, dessen zerklüftete Wände steil abfallen und von dessen Hochfläche ein Mauerstück aufragt, welches sich wie eine zertrümmerte Säule ausnimmt, die weithin im Lande sichtbar ist. Diese Mauerreste sind alles, was von der zwar nicht großen, doch durch ihre hohe Lage gewaltigen Burg Hohenrode noch zurückgeblieben ist.

Unter den verschiedenen Sagen, welche sich an das verwitterte Gemäuer knüpfen, ist die schönste, von einem gewissen rührenden Zauber durchwehte, diejenige, welche sich mit der letzten Herrin des alten Schlosses, mit Brigitta von Hohenrode, beschäftigt.

Frau Brigitta, die Gemahlin des letzten Ritters von Hohenrode, schmückten nicht nur Jugend und Schönheit, sondern auch die seltensten Tugenden. Ihr frommer, mildthätiger Sinn, ihre Hilfsbereitschaft, wo es galt Armen und Bedrängten Schutz und Linderung für ihre Leiden zu bieten, ward im ganzen Gau gepriesen und Niemand wußte auch nur einen einzigen Fehler an ihr zu tadeln als ihr Gemahl. Brigitta war nämlich abgestorben für alle Freuden der Welt und des Lebens, sie lebte nur dem Gebete und ihren frommen Werken, und obschon sie dem Ritter eine treue sorgsame Hausfrau war, so vermochte doch selbst seine überströmendste Zärtlichkeit nicht, ihr Herz zu erwärmen. Vergebens waren alle Bitten und Vorstellungen, selbst Drohungen blieben wirkungslos.

Müde um Gunstbezeugungen zu betteln, die er als sein gutes Recht fordern durfte, an der Neigung Brigittens zweifelnd, zog sich der Ritter endlich tief verletzt zurück, es seinem schönen, aber ach, so kaltsinnigen Weibe überlassend, sich ihr Leben nach Gefallen einzurichten.

So vergingen mehrere Jahre, ohne daß sich irgend etwas zutrug, was eine Änderung in diesen Verhältnissen herbeigeführt hätte, bis Brigitta eines Tages eine verwaiste Verwandte, die außer ihr weder Freunde noch eigenes Vermögen besaß, zu sich auf Hohenrode nahm.

Mit Gertrud von Bossenstein's Ankunft war es, wie wenn das stille, alte Schloß mit einem Male von einem neuen Geist durchweht würde. Das junge Edelfräulein war ebenso munter und lebenslustig als Brigitta still und kalt und während die Herrin in der Schloßkapelle betend auf den Knieen lag oder Salben und Getränke bereitete, durchstreifte Gertrud an des Ritters Seite die benachbarten Wälder, bemüht durch fröhliche Reden seinen Trübsinn zu verscheuchen.

Dies gelang ihr übrigens nur schlecht, denn der Herr von Hohenrode empfand sein trauriges Geschick jetzt doppelt so lebhaft, und stellte immer öfter und öfter Vergleiche zwischen seiner Hausfrau und ihrer Muhme an, bis endlich eine Leidenschaft in ihm erwachte, deren Gewalt ihn selbst mit Schrecken erfüllte. Welche Qual, ein Weib gefunden zu haben, dessen Besitz ihm unbeschreibliches Glück beschieden hätte und sich an eine andere gekettet zu wissen, deren Herz ein Eispanzer umgab!

Und Gertrud, erwiderte sie die Leidenschaft, die sie einflößte? — Der Ritter ließ kein Mittel unversucht, welches dazu dienen konnte, ihm einen Einblick in des Edelfräuleins Seele zu verschaffen und endlich glaubte er, die ersehnte Gewißheit erlangt zu haben.

Ja, Gertrud liebte auch ihn! Ihr Erbleichen, wenn er plötzlich vor ihr erschien, der heftige Schrecken, dem sie zur Beute fiel, wenn sie ihn von einer Ge-

fahr bedroht wußte oder glaubte, zufällig erhaschte Blicke, dies alles verriet ihm ein Geheimnis, dessen Entdeckung ihm unbeschreibliches Glück gewährte, ihn gleichzeitig aber auch in die höchste Wut versetzte, denn das kostbare Geschenk, welches ihm geworden, er konnte es nicht annehmen, sich seiner nicht erfreuen.

Brigittens kalte Zurückhaltung, die er bisher mit stolzer Geduld ertragen hatte, riß ihn jetzt oftmals zu heftigen Ausbrüchen hin, und wenn sie in frommer Verzückung van den Freuden des Himmelreiches sprach, die Seligkeit des Todes pries, so wünschte er unwillkürlich, sie möchten ihr zu Teil werden. Was sollte sie auch auf Erden, wo doch ihr Geist der Erde nicht mehr angehörte, wo sie weder irdisches Glück mehr zu spenden, noch zu empfinden vermochte? — Im Anfange wies er allerdings diese Gedanken mit Abscheu von sich, wie aber endlich Gertrud's Wangen bleichten und in ihrem Wesen eine stille Trauer zum Ausdruck kam, die nur der Wiederschein eines tiefen Seelenschmerzes sein konnte, da erlahmte er mehr und mehr im Kampfe gegen sich selbst.

Einstmals betrat er unversehens die Halle, in welcher sich niemand befand als Gertrud, die, in sich selbst zusammengesunken am Fenster saß und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt.

Der Ritter trat leise an sie heran und zog ihre Hände nieder, mit leidenschaftlichem Ausdrucke in ihr errötendes tränenüberströmtes Gesicht blickend.

„Seid offen, Gertrud," flehte er, „und sagt mir, was Euch fehlt?"

Das Fräulein wandte sich jedoch ab und ihre ganze Antwort bestand in einem tiefen schmerzlichen Seufzer.

„Redet, Gertrud! Ihr habt keinen bessern Freund als mich. Ihr ahnt nicht, was es für mich bedeutet, Euch leiden zu sehen und nicht die Quelle Eures Kummers zu kennen."

„Dringt nicht weiter mehr in mich, Herr Ritter," wehrte sie erregt, „seid aber versichert, daß ich Euch gewiß Rede stehen würde, wenn ich könnte."

Einen Augenblick stand der Ritter unschlüssig vor der Jungfrau und unter dem Einfluß der Gedanken und Empfindungen, die ihn bewegten, stieg langsam eine brennende Röte in sein Gesicht. Plötzlich beugte er sich jedoch zu ihr nieder und frug, leise in ihr Ohr flüsternd:

„Ich bitte Euch, Gertrud, seid ehrlich — würdet Ihr einwilligen, mein zu werden, wenn — wenn ich frei wäre?"

Bei dieser Frage wich der letzte Rest von Farbe aus Gertruds Wangen und die Hände wie abwehrend gegen den Ritter erhebend, rief sie bebend:

„Sprecht nicht von Dingen, die nicht sein können, niemals sein werden!"

„Die niemals sein können?" fuhr der Herr von Hohenrode mit ausbrechender Leidenschaft fort. „O,

Gertrud, das Wort niemals ist übel angebracht! Wie wollen wir wissen, was die Zukunft bringen mag? — Warum soll nach so langem schwerem Leide nicht auch für uns noch einmal die Blume des Glücks erblühen?“

Gertrud hatte sich jedoch erhoben und, ihre Hände aus denen des Ritters befreiend, eilte rasch aus der Halle.

Der Burgherr lehnte die glühende Stirn an die bleiumfaßten Scheiben des Fensters und blickte finster in das Thal hinab, welches sich in lachender Pracht zu Füßen des Felsens dehnte.

„Sollen wir Beide zu Grunde gehen um eines Weibes willen, welches Schmerzen und Kämpfe, wie sie unsere Brust durchwühlen, nicht einmal begreift?“ sagte er vor sich hin.

Von diesem Tage an kam ein finsterer Geist über den Ritter, er durchstreifte vom frühen Morgen bis zur Nacht die Umgebung, und wenn er für wenige Stunden in seine Bergfeste zurückkehrte, so mied er jede Begegnung mit den Frauen und wich namentlich Gertruds forschenden Blicken aus, die allein sein verändertes Wesen und Betragen zu bemerken schien.

Auf diesen Streifereien kam der Herr von Hohenrode oft an dem bescheidenen Häuschen eines alten Einsiedlers vorbei, der vor langen Jahren auf seinem Gebiete Zuflucht gesucht hatte und von ihm freundlich aufgenommen worden war. Der Ritter wußte von

seines Gastes Vergangenheit nicht viel mehr, als daß sie eine überaus bewegte und auch nicht schuldfreie war, denn wenn der alte Mann jetzt auch nur mehr in frommen Übungen und strenger Abgeschlossenheit der Sühne lebte, so war er früher doch ein Spielball der wildesten Leidenschaften gewesen und seine jetzt nur mehr zum Gebet erhobenen Hände hatten mehr als einmal den Dolch gegen eines Menschen Brust gezückt.

Der Ritter betrachtete die niedrige Waldhütte jetzt oftmals mit ganz eigentümlichen Blicken und ihr Bewohner gewann von Tag zu Tag ein größeres Interesse für ihn, denn bei ihm konnte er Hilfe finden, wenn er es recht anzufangen verstand. Darum pflegte er auch öfter bei ihm Einkehr zu halten, plaudernd von den alten Zeiten, wo anstatt eines härenen Büßergewandes ein blinkender Stahlpanzer den Körper des Greises bedeckte, und bald war er des Ritters Vertrauter, der ihm all' den Kummer schilderte, den Brigittens Verhalten ihm bereitete.

„Als Ritter komme ich heute zum Ritter,“ sprach er einst bei einem solchen Besuche, „einen Freundesdienst von Euch zu fordern, der mich befreien soll aus unerträglichem Bann. Ihr wißt es ja, Brigitta denkt nur an der Himmel Herrlichkeit, unbekümmert darum, ob sie dem Gemahl dadurch eine Hölle schafft. Nun, an eines lebendigtoten Weibes Seite gefesselt zu sein, ist mehr als ich ertragen kann.“

„Und wie könnte ich armer Greis, Euch helfen, Herr Ritter?“

„Brigitta liebt es bei Euch zu weilen, sich frommen Rat bei Euch zu erholen, eine solche Gelegenheit klug benützt und ich bin frei!“

„Wohl vertraut mir Eure edle Hausfrau,“ erwiderte der Einsiedler, „und mein Wort hat bei ihr Gewicht, doch ich weiß auch, daß sie sich überzeugt hält, nicht besser für Euer und ihr eigenes Seelenheil sorgen zu können als auf jenen Wegen, die sie wandelt. Wenn ich dann zu Euern und Eurer Wünsche Gunsten spreche —“

„Nicht sprechen, sondern zu meinen Gunsten handeln, sollt Ihr!“ rief der Ritter ungeduldig. „Der Worte sind während aller dieser Jahre genug gefallen und Brigitta kann nicht sagen, ich hätte es versäumt um ihre Liebe zu werben, ich hätte nicht Geduld und Nachsicht mit ihrer törichten Verblendung geübt — nun aber ist's vorbei!“

„Erklärt Euch deutlicher.“

Der Ritter von Hohenrode zögerte eine Weile, ehe er mit erregter Stimme und finsterm Blicke fortfuhr:

„Diese Wälder sind nicht frei von reißenden Tieren, erst neulich fielen zwei Kinder den Wölfen zur Beute, warum soll nicht auch Brigitta ihr Opfer werden? — Wäre sie darob zu beklagen? — Nein, ihre Seele sehnt sich nach der Ewigkeit, sie hat nichts mehr

gemein mit uns sündhaften Menschen. — Ich sende sie Euch diesen Abend, sorgt für ihre Seele so gut Ihr könnt!"

„Euer Wille soll geschehen, edler Herr," erwiderte der Greis, sich demütig neigend. „Nur eins geb' ich Euch zu bedenken. Gesetzt den Fall, Frau Brigitta würde ein Opfer der wilden Tiere, macht mir später keinen Vorwurf daraus. Manches schon, was ein Mensch leidenschaftlich ersehnt, hat ihn mit bitt'rer Reue erfüllt, wenn es in Erfüllung ging."

„Bange nicht, Alter, der Ritter von Hohenrode weiß jederzeit, was er will!"

Blutrot sank am Abend jenes Tages die Sonne hinter den Bergen nieder und mit fieberhaft glühenden Blicken beobachtete der Herr von Hohenrode wie sich die Schleier der Nacht langsam über die Gegend ausbreiteten, sie allmählig in undurchdringliches Dunkel hüllend.

„Ich bringe eine traurige Botschaft, Herr!" ertönte mit einem Male des Einsiedlers milde Stimme hinter ihm.

Erschrocken fuhr der Ritter herum, dem unbemerkt eingetretenen Besucher ein totenbleiches, verzerrtes Antlitz zuwendend, über welches große Perlen kalten Angstschweißes liefen.

„Frau Brigitta ist ein Opfer der Wölfe geworden," fuhr der Alte mit scharfer Stimme fort, „hier, ihre blutgetränkten Kleider, sie seien Euch der Beweis dafür,

ich fand sie soeben unweit meiner Hütte, als ich mich aufmachte, meinen Bedarf an Wurzeln und Kräutern zu sammeln."

Lautes Wehklagen erfüllte die Burg und alle Häuser und Hütten in der Runde, als sich die Kunde von Brigittens traurigem Ende verbreitete. Die Armen hatten ihre edelste Wohlthäterin, das Gesinde seine beste Herrin in ihr verloren, nur im Herzen ihres Gemahls ließ ihr Tod keine Lücke. Er stürzte in Gertruds Gemach und zu ihren Füßen hinsinkend, rief er mit erstickter Stimme:

„Gertrud in dieser Nacht blüht die Blume unsres Glückes auf, und im Bestreben Dir an meiner Seite ein Paradies zu schaffen, tilge ich meiner Sünden Last!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr war seit Frau Brigittens Tode vergangen; ein Jahr höchster Seligkeit für den Ritter von Hohenrode und seine schöne Braut, Gertrud von Bossenstein. Und an dieses Jahres Ende sollte ihrem Glück die Krone werden, sollte Priesterhand sie für immer vereinen.

Die Feier war vorüber, der letzte der zahlreichen Gäste hatte das Schloß verlassen und der Burgherr, den Arm um sein junges, glückstrahlendes Weib geschlungen, stand wieder an jenem selben Fenster, an welchem er an jenem Abend gestanden hatte, als ihm die Kunde von Brigittens Tode ward. Nur ein ein=

ziges kurzes Jahr lag zwischen jenem Abend und dem heutigen, was aber hatte sich seither nicht alles verändert, sie, um derentwillen er so viel gelitten, gewagt und gesündigt, sie gehörte ihm nun an für allezeit, ihr blonder Kopf lehnte vertrauend an seiner Schulter, ein langes, an Glück und Freuden reiches Leben lag noch vor ihm und doch war es, wie wenn ein dumpfer Druck den freien Schlag seines Herzens hemmen, wie wenn ein schwarzer Schleier das prächtige Bild vor seinen Augen verdüstern würde. — War das die Wirkung seiner Schuld?

Ungeduldig scheuchte der Ritter diesen Gedanken von sich, er wollte sich den Genuß seines neuen Glückes nicht durch häßliche Trugbilder verkümmern lassen, und Gertrud fester an sich pressend, wandte er sich mit ihr der Halle zu. Kaum jedoch, daß sie ein paar Schritte vorwärts gethan hatten, blieb er wie festgebannt stehen, denn unter der Thüre ihnen gegenüber stand, auf den Arm des Einsiedlers vom Walde gestützt, ein Weib von Brigittens Gestalt und Antlitz.

„Wer ist Deine Begleiterin und was will sie in diesem Hause!“ rief ihm der Ritter mit einer vor Angst und Aufregung bis zur Unkenntlichkeit entstellten Stimme zu.

„Wer sie ist, das seht Ihr, Ritter von Hohenrode,“ donnerte der Einsiedler dem halb betäubten Burgherrn zu, „und was andres wird sie hier wohl

suchen als ihr Recht, ihr gutes Recht, welches Ihr so schmählich mit Füßen getreten habt!"

„Brigitta — sie lebt!" schrie der Ritter auf, beide Arme fester um Gertrud schlingend, die mit einem gellenden Aufschrei ihr Gesicht an seiner Brust verborgen hatte.

„Ja, sie lebt, die Ihr von Euch gestoßen, dem Tode geweiht habt, um Euch in neuem Glück zu sonnen. Dieses ganze Jahr hindurch hielt ich sie in der Hütte verborgen, die ihr sichern Schutz bot vor Euch, der schlimmer ist als das reißendste Waldtier! — Und jetzt, wo Ihr Euern Triumph vollendet, Euer schwarzes Werk gekrönt glaubtet, tritt sie vor Euch hin, um Rechenschaft von Euch zu fordern, von Euch, der ihr Mörder sein wollte!"

„Ihr Mörder!" rief Gertrud in namenlosem Entsetzen. „O, Conrad, sag', daß es nicht wahr, daß dieser Mann ein elender Lügner ist, dem häßlicher Rachedurst solche Worte in den Mund legt! Sieh mich an und sage, daß Du niemals einen Anschlag gegen Brigittens Leben geplant."

Gertruds banges Flehen gab dem Ritter die verlorene Fassung wieder, er hob ihr thränenüberströmtes Antlitz sanft in die Höhe und ohne sie aus seinen Armen los zu lassen, erwiderte er bebend:

„Dieser Alte spricht die Wahrheit, die Liebe zu Dir hat mich wirklich zum Mörder gemacht, aus

meinem Munde empfing er den Auftrag, dafür zu sorgen, daß Brigitta im Walde verunglücke, denn ich wollte Dich glücklich wissen, selbst noch einmal glücklich sein — um den Preis feilschte ich nicht, dazu war meine Liebe zu Dir zu übermächtig. Du, Gertrud, Du wirst mir meinen Fehler verzeihen, wenn Du auch unter ihm leiden mußt, denn was diese niemals fähig sein wird, Du kannst es begreifen, daß die Liebe uns auch den Mordstahl in die Hand drücken kann!„

„Du wagst es noch, Dich zu verteidigen!" rief Brigitta.

„Ich verteidige mich nicht, ich erkläre nur," erwiderte der Burgherr, „Dir aber spreche ich das Recht ab, mich ganz zu verdammen, denn Du warst es, die mich so weit gebracht hat! — Ja, Brigitta, Du warst es und Du magst allen Frauen zum warnenden Beispiel dienen! — Ich habe Dich geliebt wie je ein Weib geliebt ward, aber sprach ich Dir von den Freuden des Lebens, so antwortetest Du mir mit kläglichen Büßermienen, dies seien sündhafte Gedanken, warb ich um Deine Liebe, so predigtest Du Entsagung, Du warst eines irdischen Mannes Weib und wolltest eine Heilige sein, Du wolltest meine Seele retten und hast mich in eine Verzweiflung getrieben, die mich meiner Sinne beraubte, die mich so tief sinken ließ, daß ich mich mit einem Mord belud. Du siehst, wir sind beide nicht frei von Schuld, wenn auch die meinige die größere ist!"

„Wir wollen sie zusammen büßen!“ flehte Brigitta demütig. „Ich vergebe Dir, was Du Böses gegen mich im Schilde geführt, und Du verzeihst die Qualen, die ich Dir absichtslos bereitet habe.“

„Ja, ich vergebe Dir und räume dieses Haus vor Dir, in welchem ihr, Du und Gertrud, künftig als alleinige Herrinnen walten solltet. Euch beide darf ich nicht und eine von Euch will und kann ich nicht besitzen!“

Der Ritter von Hohenrode preßte nach diesen Worten noch einen letzten langen Kuß auf Gertruds Stirn, dann eilte er, ohne sich mehr umzublicken, aus der Halle, um noch in derselben Nacht im Pilgergewande seine stolze Felsenburg für immer zu verlassen.

Aber auch Gertrud hielt es nicht lange mehr an der Stätte aus, wo ihres Lebens Glück erblüht und so schnell wieder zertrümmert ward. Brigittens heiße Bitten vermochten sie nicht von ihrem Vorhaben abzuhalten und schon einen Monat nach des Ritters Flucht nahm sie den Schleier, während Brigitta bis an ihr Lebensende fortfuhr den Armen und Elenden eine milde Beschützerin zu sein, jetzt doppelt so eifrig bemüht, jedes Leid zu wenden, um in segenbringender Thätigkeit zu sühnen, was sie ahnungslos verschuldet hatte.

Der
Nonnenfang auf Neuenfels.

In die reiche Gegend, die sich von dem weingesegneten Müllheim bis nach Badenweiler erstreckt und überragt wird von den beiden stolzen Schwarzwaldhäuptern, dem Blauen und dem Belchen wie von ihren zwar minder stattlichen, doch waldreichen und anmutig geformten Vorbergen, grüßt von ansehnlicher Höhe die Trümmerburg Neuenfels. Aber nicht nur auf diese Thalgründe ist der Blick beschränkt, er kann ungehemmt in den lachenden Breisgau, in das regsame industriereiche Elsaß, und wenn ihm der Wettergott besonders gnädig gesinnt ist, sogar bis zu den fernen Alpen und dem Jura schweifen, während man zu den Füßen der Ruine sitzt und von dem Leben und Treiben träumt, welches in vergangenen Tagen in diesen Mauern gewogt haben mag, die selbst im Verfall noch mächtig sind.

Herr Eberhardt von Neuenfels, der letzte Träger dieses Namens, war zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts ein ebenso schöner, als lebenslustiger Kavalier, von dessen Übermut und heftiger, zuweilen auch trotziger Gemütsart die Hörigen, sowohl wie seine Diener und Amtsleute manch schlimmes Stücklein zu erzählen wußten. Es war allerdings großmütig und, zu seinem eigenen Schaden, sogar verschwenderisch, aber er duldete auch von Niemanden nur den leisesten Widerspruch und wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, so mußte es durchgehen, es mochte kosten was es wollte. Von seinem Willen abzustehen, seine Wünsche aufzugeben, selbst wenn er sie selbst als unrechtliche erkannte, das betrachtete er als eine Schande, wenn Fremde von ihnen schon Kenntnis erlangt hatten, denn keinem Sterblichen sollte das Recht werden zu sagen: „Herr Eberhardt könne doch nicht Alles was er wolle.“ -- Er war nicht immer so gewesen und diejenigen, die ihn liebten, klagten das Leben an den fremden Fürstenhöfen wegen dieser Verwandlung an, die er gleich nach seines Vaters Tode aufgesucht und an denen er viele, viele Jahre geweilt hatte. Seine Schönheit, sein hoher Mut, sein stolzer Rittersinn, Alles mußte ihn zu einem Liebling schöner Damen und mächtiger Fürsten machen, man hatte ihm so lange geschmeichelt, ihm Alles nachgesehen und gewährt bis sein Übermut und seine Eitelkeit keine Grenzen mehr kannten.

Unter diesen Umständen fehlte es auf Neuenfels natürlich auch nicht an Zechgelagen und Festlichkeiten aller Art, zu denen die Freunde und Nachbarn in reicher Zahl nach dem gastlichen Schlosse strömten, wo man gewiß war, eine reiche Bewirtung und einen lebensfrohen, zu allerlei Kurzweil aufgelegten Hausherrn zu finden, der seinen Gästen die Zeit nicht lange werden ließ.

Ein Jahr war wieder herumgegangen und man feierte an einem schönen Sommertage den fünfunddreißigsten Geburtstag des Burgherrn mit festlichem Gelage.

Gegen Abend als die Zecher sich in der großen Halle um den mächtigen Eichentisch versammelt hatten, der unter der Last der großen, aus den edelsten Metallen kunstvoll gearbeiteten Humpen beinahe zusammen brach, kam man auch auf die Privatverhältnisse des Ritters zu sprechen und neckte ihn mit seiner Ehescheu.

„Es ist eine Sünde und Schande, Herr Eberhardt,“ bemerkte einer der Ritter, „daß Euch die Erhaltung Eures edeln Hauses so gar nicht am Herzen liegt.“

„Und eine Grausamkeit,“ rief ein Zweiter dazwischen, „so viele hochgemute Frauenherzen der Verzweiflung zu überlassen, die Eure schönen Feueraugen in Brand gesetzt haben.“

„Wollt Ihr warten bis Ihr alt geworden seid und Euer Haar sich bleicht,“ mahnte nun auch ein

Oheim, „bis kein Weib Euch mehr um Eurer selbst willen freiet! — Nehmet doch Vernunft an, Eberhardt, Ihr stehet jetzt im schönsten Mannesalter und die Edelste fühlt sich geehrt, wenn Eure Wahl auf sie fällt."

Herr Eberhardt zuckte jedoch mit spöttischer Miene die Achseln und gleichgültig lächelte der von einem dunkeln Schnurrbärtchen beschattete Mund zu allen Ermahnungen und Spottreden die er zu hören bekam.

„Was nützen Eure schönen Worte, edle Herren," rief er übermütig, „die ich mir selbst sagen kann? — Ich weiß gar wohl, daß mein Anblick viele Herzen höher schlagen, viele schöne Augenpaare erglühen macht, daß ich die Wahl unter den schönsten und reichsten Edeljungfrauen des Landes habe, aber eben weil dem so ist, vergeht mir die Lust zum Wählen."

Und seine Augen glitten forschend über die Gesichter seiner Gäste hin, unter denen sich gar mancher befand, der gerne eine Tochter oder Schwester als Herrin auf Neuenfels schalten gesehen hätte.

Und als er sah, daß sich wirklich die Mienen des Einen und des Andern verdüsterten, fuhr er leichthin fort:

„Ich will ein Weib, welches mich nicht will, welches ich mir erkämpfen muß, welches mein Wille besiegen muß, ein Weib, welches nicht jeder Milchbart gewinnen kann, aber keine Jungfrau, die sich in Sehnsucht nach

mir verzehrt und nicht eilig genug ihre Hand in die meinige legen könnte, wollte ich sie nur begehren."

Diese übermütig-verächtlichen, wie verletzenden Äußerungen riefen unter den Rittern eine gewisse Verstimmung hervor, die Keiner durchblicken lassen mochte und die doch bemerklich wurde. Herr Eberhardt allein blieb vollkommen unbefangen, wiewohl seine Bemühungen die gestörte Heiterkeit zurückzurufen zu nichts fruchteten.

Am andern Morgen als man sich zum Frühmahle setzen wollte, trat der Kastellan in den Saal und meldete seinem Herrn, daß auf der unten am Fuße des Berges vorüberziehenden Straße zwei Nonnen verunglückt wären, indem ein Rad ihres von einem Esel gezogenen Wagens gebrochen sei und Eine von ihnen beim Sturz eine Verletzung am Kopf davongetragen habe.

„Wozu die lange Rede — bringe die frommen Frauen in's Schloß und führe sie herein! — Steht Neuenfels nicht jedem Hilfsbedürftigen offen?" herrschte Herr Eberhardt den Alten in schon ausbrechender Ungeduld zu.

„Sie sind in meinem Stübchen, Herr Ritter und meine Tochter bemüht sich, das Blut zu stillen, welches der Wunde entquillt. Aber sie weigern sich hier zu verweilen und doch hat der Blutverlust und Schrecken —"

„Warum weigern sie sich zu verweilen?"

„Weil die Burg — keine Herrin hat," stammelte der Kastellan mit verlegener Miene.

Herr Eberhardt verstand sich auf die Kunst in den Gesichtszügen der Menschen zu lesen und so genügte ein Blick ihn die Wahrheit erraten zu lassen. Die Nonnen wollten Neuenfels fliehen, weil er es war, der ihnen Gastfreundschaft bot, er, Herr Eberhardt von Neuenfels, von dessen zügellosem Leben man im ganzen Lande sprach.

„Und sie sollen bleiben, ich will es," tönte es trotzig in seinem Innern und im nächsten Augenblicke gebot er stolz:

„Sie werden bleiben bis ich ihnen die Erlaubnis zur Weiterreise gebe und Dich, Berthold, mache ich mit Deinem Kopfe dafür verantwortlich, daß mein Befehl vollzogen werde. Weise ihnen zwei Stuben an, und sorge, daß es ihnen an nichts fehle."

Eingeschüchtert zog sich Berthold zurück, es beinahe bereuend, daß er dem Gebieter den Vorfall gemeldet hatte. Und doch, wer wagte etwas vor ihm geheim zu halten, seinen Zorn herauszufordern, der keine Mäßigung kannte?

Bald nachdem sich der alte Kastellan entfernt hatte, verließ auch Herr Eberhardt seine Gäste und als er nach etwa einer Stunde wieder in ihre Mitte zurückkehrte, strahlte ein eigentümliches Licht in seinen Augen.

„Es ist eine alte Nonne und eine herrliche Jungfrau, eine Novize, die sie auf den Befehl der Oberen nach Freiburg zu den Dominikanerinnen bringen soll," sagte er hastig. „Ein glücklicher Zufall fügte es, daß sie vom rechten Wege abirrten und daß hier ihr Wagen brach. — Was seht Ihr mich so befremdlich an, edle Herren?"

Niemand antwortete, aber der Ausdruck der Mißbilligung, ja des Schreckens, verstärkte sich auf mehr als einem Antlitze und auf Herrn Eberhardt's Stirn schwoll die Zornsader immer höher an. Endlich aber brach er in lautes, fast unheimlich klingendes Lachen aus und rief:

„Ihr habt es erraten! — Jungfrau Katharina soll sich aus einer Himmelbraut in eine Erdenbraut verwandeln und wahrlich, der Tausch wird für sie kein böser sein — sie soll auf Neuenfels genießen, was Reichtum und Liebe gewähren können!"

„Eberhardt," nahm sein Oheim mit feierlicher Miene das Wort, „bedenket zum Voraus Eure Thaten, sie möchten Euch sonst gereuen! — Diese Jungfrau hat sich dem Himmel geweiht —"

„Noch nicht, kein Gelübde ist bisher über ihre Lippen gekommen — sie begann vor wenigen Wochen erst das Probejahr."

„Wenn auch, mein Sohn. Es ist ein überirdischer Ruf an diese Jungfrau ergangen, Ihr habet kein

Recht, sie zu hindern, wenn sie ihm Folge leisten will."

„Kein Recht, das mag sein — aber die Macht und diese ist besser als das beste Recht! — Jetzt habe ich eine Braut gefunden, die erkämpft sein will und ich werde sie erkämpfen, so wahr ich Eberhardt von Neuenfels bin!"

Vergebens waren alle Ermahnungen, oder nein, nicht vergebens, sie dienten vielmehr dazu, den Ritter in seinen Plänen zu bestärken.

Mit fürstlicher Freigebigkeit wurden die frommen Frauen auf Neuenfels verpflegt, aber es dauerte nicht lange, bis sie sich als Gefangene erkannten, denn so oft sie den Ritter um die Erlaubnis baten, weiterziehen zu dürfen, brachte er allerlei Ausflüchte vor, während sein Auge immer heißer an der Jungfrau liebreizender Erscheinung hing.

„Ich bin nun vollständig genesen von dem bösen Sturze, edler Herr," bat Mutter Anna eines Tages, „und wenn wir länger zögern, so drohen mir schwere Strafen. Laßt uns unserer Wege ziehen."

„Ihr seid heute noch frei, hochwürdige Mutter, wenn Jungfrau Katharina einwilligt, mein Ehegemahl zu werden. Ich liebe sie und mein soll sie werden!"

Entsetzensvoll starrte die ehrwürdige Mutter den Ritter an, aus dessen Augen verzehrende Leidenschaft glühte:

„Verruchter, bedenket was Ihr fordert!“ schrie sie auf, sich stolz erhebend.

„Ihr Glück, Mutter Anna, denn sie soll über mich gebieten und über Alles was ich mein nenne!“

„So wisset Ihr nicht, Unglücklicher, daß jedes Wort, welches Ihr hier sprechet, jeder Gedanke, der es Euch eingibt, ein Frevel wider Gott ist, der sich furchtbar an Euch rächen wird?“

„Ihr kennt meinen Willen jetzt, ehrwürdige Mutter, und ich rate Euch, gebet Euch nicht der Hoffnung hin, ihn zu wandeln, denn nicht eher werdet Ihr diese Burg verlassen, als bis er sich erfüllt hat!“

Des Ritter's Brauen hatten sich schon drohend zusammengezogen und sich rasch umwendend verließ er das Gemach, die frommen Frauen dem tiefsten Jammer überlassend.

„Was soll aus uns werden?“ schluchzte die Jungfrau von Angst und Entsetzen geschüttelt.

„Es wird nichts anderes geschehen, mein Kind, als was Gott beschlossen hat,“ versetzte Mutter Anna ergebungsvoll. „Wenn Du standhaft bleibst, drohen u ns keine Gefahren!“

„O, ich werde standhaft bleiben!“

„Dann magst Du ruhig sein, das Schlimmste was uns droht, ist der Tod und erst die Todesstunde ist die Stunde unserer wirklichen Geburt.“

Scheu zog sich Jungfrau Katharina in des Gemaches fernste Ecke zurück; solche fromme Reden hatte

sie schon oft vernommen und ihnen gläubig, entzückt gelauscht, oft hatte sie in ihrem Kämmerlein auf den Knieen gelegen und den Vater im Himmel unter heißen Thränen angefleht, ihr den Tod zu senden, sie aufzunehmen in das ewige Reich — warum erfaßte sie jetzt eisiges Entsetzen bei dem Gedanken, vielleicht schon bald sterben zu müssen!

Drei Monate schon weilten die Frauen und der Klosterknecht, der das Wäglein gelenkt, auf Neuenfels und obgleich es ihnen an nichts fehlte, gefangen blieben sie doch und nicht einmal der Besuch der Burgkapelle war ihnen mehr gestattet.

Die ehrwürdige Mutter blieb ruhig und gefaßt, aber die Jungfrau verbrachte trotz aller Ermahnungen und Verweise ihre Tage mit Wehklagen. Sie mochte beten, Gott und seine Heiligen noch so innig um ihren Beistand anrufen, sie vermochte nicht zu verhindern, daß sich ihr Abscheu vor dem Ritter verminderte, daß sein Erscheinen ihr Blut in wilde Gährung versetzte, daß sein von leidenschaftlicher Zärtlichkeit erstrahlender Blick sie in ungeahnten Wonnen erschauern ließ. Ihre Seele war verloren, aber sie konnte nicht anders, sie mußte ihn lieben, ihn, der sie zwar wider Fug und Recht gefangen hielt, sie jedoch mit Allem umgab, was ihr Herz erfreuen konnte und doch nicht erfreuen sollte, denn es war Gott geweiht und durfte irdische Freuden nicht begehren.

Herrn Eberhardt blieben diese innern Kämpfe kein

Geheimnis und er bot Alles auf, sie zu einem, ihm günstigen Ende zu leiten. Er trennte die Frauen, um die Jungfrau dem Einflusse ihrer Beschützerin zu entziehen, er schilderte ihr in den glühendsten Worten seine Liebe und seinen Schmerz, er trat ihr stets nur ehrerbietig gegenüber und versprach die Lösung ihres Gelübdes, welches sie ja noch nicht an den Stufen des Altares abgelegt hatte, bewirken zu wollen.

„Euer Herz kann nicht ungerührt bleiben, edle Jungfrau, und ich werde Euch nie verwehren, Gott mit Euerm ganzen Herzen zu dienen, wenn Ihr erst mein Gemahl sein werdet. Ihr seid jung und schön wie wenige Erdentöchter, Ihr habet Ansprüche an das Leben, an das Glück zu stellen, die an meiner Seite erfüllt werden sollen!“

Jungfrau Katharina verschloß jedoch noch immer ihr Ohr dem süßen Gifte, welches von seinen Lippen floß, wenngleich es in ihr Herz drang und darin Wurzel schlug, und durch diesen Widerstand zur Verzweiflung getrieben, beschloß Herr Eberhardt einen Gewaltstreich.

Eines Tages erschien er wieder in dem Gemach der Jungfrau und forderte sie auf, ihm zu ihrer Beschützerin zu folgen, die sie schon seit zwei langen Monaten nicht mehr gesehen hatte.

Die fromme Mutter kniete mit dem Rosenkranz in den Händen in der Mitte des Zimmers als der Ritter und seine Begleiterin eintraten und Katharina

wollte sich in plötzlicher Ergriffenheit in ihre Arme werfen, als Herr Eberhardt sie zurückhielt und mit feierlicher Stimme sagte:

„Die Stunde der Entscheidung ist gekommen, Katharina, entweder Ihr entsaget dem traurigen Wahn, der Euch befangen hält und vertraut Euch diesen Armen an, in die Euer Herz Euch zieht, oder dieses Schwert hier endet zur Stunde das Dasein der frommen Mutter und dann das meinige. Saget, was Ihr wählt?"

„Laß' mich sterben, Katharina, einen schöneren Tod kann ich mir nicht wünschen, denn als Märtyrerin des Glaubens und der Pflicht!" rief die ehrwürdige Mutter in Verzückung.

„Ihr liebt mich, edle Jungfrau!" sprach der Ritter.

„Du kannst einen Heiligtumsschänder, einen Mörder nicht lieben, mit dem Gott unbarmherzig in's Gericht gehen wird. — Laß' ihn die Schandthat vollenden, seine Hände mit Blut beflecken, das rauchend zu den Himmeln steigen wird, wider ihn zu zeugen!"

Den Blick unverwandt auf die totenbleiche, bebende Jungfrau gerichtet, zog Herr Eberhardt sein Schwert, dessen blinkende Spitze er auf die Brust der betenden Nonne setzte.

Noch eine Sekunde vielleicht und es war um seine Seele geschehen. — Lieber das eigene Heil verlieren und ihn retten!

Mit einem wilden Aufschrei warf sich Jungfrau Katharina zu seinen Füßen nieder.

„Ich bin Euer, Herr, macht mit mir was Ihr wollt!“

Jubelnd schleuderte der Ritter das Schwert zu Boden und hob die Jungfrau empor, sie stürmisch an seine Brust pressend.

Das Gelöbnis der Jungfrau, ihr Dasein hinter Klostermauern zu verbringen, war vom Bischof feierlich gelöst, sie war frei geworden und seit fünfzehn Jahren schon erfreute sich Herr Eberhardt an ihrer und seiner beiden Knaben Seite des reinsten Glückes. Eines Glückes, welches sein ungestümes Temperament milderte und den jäh auflodernden Zorn oft bezwang, wenn er ihn fortreißen wollte zu roher Gewaltthat.

Eines Abends, als er heimkehrte von der Jagd, traten ihm im Burghofe seine treuen, alten Diener händeringend und laut klagend entgegen. Ein entsetzliches Verbrechen hatte sich ereignet, die schöne Schloßfrau und ihre beiden Söhne waren oben im Turmgemach, in welchem sie stets mit Vorliebe geweilt, von verruchter Hand ermordet worden und keine Spur wies den geheimnisvollen Mörder.

Schreckensbleich hatte Herr Eberhardt den Bericht angehört und dann stürzte er wie sinnlos die Treppe hinauf, die in den Turm führte.

Was er vernommen, war nur zu wahr gewesen. Auf der Schwelle lag seines Sohnes Eberhardt's blutüberströmter Körper, schon kalt und starr, mit einer klaffenden Halswunde und mitten am Boden erblickte er sein

angebetetes Weib, welches mit dem todesstarren Arm den Leichnam des jüngeren Heinz umklammert hielt. Aus ihrer Brust ragte der juwelenfunkelnde Griff eines Dolches hervor.

Hilfe konnte nicht mehr gebracht, nicht einmal mehr versucht werden, es blieb nur noch Eins zu thun, das Andenken der Ermordeten zu rächen. Nicht ein einziges Plätzchen im Schlosse und im Schloßgarten blieb undurchsucht, aber es war als ob die Erde den ruchlosen Buben verschlungen hätte, den Niemand vom Gesinde gesehen hatte, der nur wie durch ein Wunder in's Schloß und wieder hinausgelangt sein konnte.

Alle Nachforschungen, Alles was unternommen wurde den Mörder zu entdecken, erwies sich als vergeblich und Ritter Eberhardt, dessen Haar eine einzige Nacht zu Schnee gebleicht hatte, verfiel in die düsterste Schwermut, die sich von Tag zu Tag steigerte und nur von zeitweiligen Tobsuchtsanfällen unterbrochen ward.

„Durch Gewalt hast Du sie gewonnen und durch Gewalt ist sie Dir wieder genommen worden!" hatte ihm sein Oheim, jetzt schon ein Greis einmal zugerufen und nur das Herzueilen der durch den Lärm angelockten Diener verhinderte, daß nicht auch der alte Ritter ein Opfer der Gewalt ward.

Der Ritter von Neuenfels lebte noch viele, viele Jahre nach diesem unseligen Tage, der ihn aller derjenigen beraubt hatte, an denen sein Herz hing, aber seine Burg verließ er niemals wieder und endlich

auch das Turmzimmer nicht mehr, welches der Schauplatz des gräßlichen Mordes gewesen war. Stundenlang saß er in düsterem Hinbrüten oder unverständliche, wirre Worte vor sich hin murmelnd an einer und derselben Stelle, ohne daß sich ihm ein menschliches Wesen nähern durfte, denn auf den Gesichtern der Verwandten und der Nachbarn, die sich in der ersten Zeit zuweilen noch auf Neuenfels einfanden, stand es zu deutlich geschrieben:

„Wir trauern mit Dir und doch hast Du nur die verdiente Strafe erlitten!"

An einem Morgen endlich, genau fünfzehn Jahre nach dem Mord, fand man den zerschmetterten Körper des Ritters im Schloßgraben liegen — er hatte sich vom Fenster des hochgelegenen Gemaches in die Tiefe gestürzt.

Seit dieser Stunde fiel Neuenfels dem unaufhaltsamen Verfall anheim und wenige Jahrhunderte im besten Falle noch, dann werden die letzten Spuren dieser einst so stolzen Burg vom Erdboden verschwunden sein. In mondhellen Nächten aber wollen verspätete Wanderer zwischen den Ruinen die hochgewachsene Gestalt eines Geharnischten umherirren gesehen haben, dessen gespenstische Gesichtsfarbe einen eigenartigen und schauderhaften Kontrast bilden soll zu den Glutaugen, die aus dem totesfahlen Antlitz hervorleuchten und zu dem langen, schwarzen Barte, der bis zur Mitte der Brust niederwallt.

Das Aschenmännlein und der Händler.

Daß es von jeher eine ganze Anzahl guter und auch neckischer Geister gegeben hat, die in Höhlen, Felsspalten, Erdlöchern oder in hohlen Baumstämmen ihr Heim aufschlagen, das wissen wir Alle. Wir haben es schon in der ersten Jugend gewußt, wo die Erzählungen von ihren bald lustigen, bald listigen Streichen uns so herzlich lachen machten und wo sich unsere noch eindrucksfähigen Herzen innig freuten, wenn wir von all' den Wohlthaten vernahmen, mit denen sie die Guten überhäuften, die ihres Beistandes bedurften und ihrer Macht vertrauten.

Jetzt bekommt man diese winzigen Wesen allerdings nicht mehr zu Gesichte, sofern man nicht ein besonderes Glücks- oder gar Neujahrskind ist, welch' letzteres ja bekanntermaßen weit sonderbarere Dinge erlebt, als ein gewöhnlicher Sterblicher. Die qualmenden Fabrikschlots, das Gerassel der emsigen Ma-

schinen, das fliehende Dampfroß, welches die einstmals so stillen Thäler in wilder Hast durchschneidet, das Surren der Telegraphen- und Telephondrähte, vor allen aber die sich so unendlich vernünftig und klug dünkenden Menschen der Gegenwart haben sie vertrieben. Sie wissen nämlich ganz genau, daß man sie mit dem spöttischen Zuruf begrüßen würde: „Bah, ihr existirt ja gar nicht, könnt nicht existiren! Wir sind gar aufgeklärte Köpfe, wir lassen uns nichts vormachen. Gebt uns Geld und Gut und Alles was wir wünschen, ohne daß wir uns erst darum zu mühen brauchen und dann wollen wir Euch ganz gern die Ehre erzeugen, an euch zu glauben." — Das paßt jedoch diesen Geschöpfchen nicht, denn sie haben unter sich ausgemacht, daß nur diejenigen von ihren Schätzen genießen sollen, deren erste Frage nicht ihren Ausweispapieren gilt und die nicht den Lohn begehren, ehe sie nur eine einzige jener Bedingungen erfüllen, unter denen allein er gewährt wird. Und weil es keine solchen Menschen mehr gibt, so haben sie sich in ihre Wohnstätten zurückgezogen, wo sie sich wenigstens nicht fortwährend ärgern müssen und wenn sie sich zu einer geselligen Zusammenkunft vereinigen, was sie weit öfter thun, seit sie sich in den Ruhestand begeben haben, so lachen sie sich in's Fäustchen und meinen: „Es ist doch ganz behaglich so und das bischen Ruhe thut uns eigentlich recht Not nach jahrhundertelanger Thätigkeit. Wenn die thörichten Menschenkinder da

draußen ohne uns fertig werden zu können meinen, wir vermissen sie nicht, wie Facta lehrt."

Zu jenen Zeiten nun, wo die Menschen noch nicht so klug und aufgeklärt waren wie jetzt, lebte solch ein Männlein auch im schönen Simonswälder Thale, dem der Ruhm gebührt, nicht nur eines der prächtigsten Thäler im herrlichen Schwarzwalde, sondern in ganz Deutschland zu sein, wo es an entzückenden Landschaftsbildern doch sicherlich nicht fehlt.

Dieses Männlein gehörte zu den neckischen Geistern und man nannte es allenthalben nur das Aschenmännlein. Diesen Namen hatte es erhalten, weil man es niemals anders zu sehen bekam, als in einem kuttenartigen Grauröckchen, mit einem spitzen Mützchen von der gleichen Farbe am Kopfe, was zusammengenommen mit dem eisgrauen Barte, der auf seine Brust niederwallte, einen recht aschenmäßigen Eindruck hervorbrachte. Wo das Männlein seinen eigentlichen Wohnsitz hatte, ließ sich nicht ergründen, denn so wie sich ein Vorwitziger anschickte, ihm zu folgen, machte es sich im Nu unsichtbar und er mußte unverrichteter Sache abziehen. Übrigens tauchte es bald an dieser Stelle des Thales auf, bald an jener, einmal erblickte man es in seiner leibhaftigen Gestalt, wie es einem Schatten gleich über den Weg huschte oder in ein erleuchtetes Stubenfenster guckte und ein andermal hörte man bloß sein neckendes Lachen, welches der hellen Stimme eines Silberglöckleins vergleichbar war, doch

zuweilen gar mächtig anschwellen und drohend klingen konnte. Trotzdem aber hielten die braven Simonswälder gar große Stücke auf ihr Aschenmännlein und erzählten mit Stolz die Schelmenstücklein, die es vollführte und das Aschenmännlein belohnte ihre Liebe durch treue Anhänglichkeit und verließ sie niemals bis — nun, bis es auch unter ihnen der aufgeklärten Köpfe zu viele gab.

An einem sonnenklaren Hochsommertage in früher Morgenstunde trieb sich das Aschenmännlein, seiner Gewohnheit gemäß munter in Wald und Flur umher und gelangte zufällig auch auf einen Fußweg, der von Ober- nach Unter-Simonswald führt. Es hatte jedoch erst wenige Schritte gemacht, unschlüssig nach welcher Richtung es sich wenden sollte, als es zwei Männer des Weges daher kommen sah, den Einen von Ober- den Andern von Unter-Simonswald her. Esterer trieb ein schönes, fettes Kalb vor sich her, welches mindestens sechs Wochen zählen mußte, während der Andere ein Liedchen vor sich herpfiff und seinen derben Knotenstock dazu im Takte schwang.

Das Aschenmännlein hatte die Beiden kaum erblickt, als es auch schon lange Schritte nahm um gleichzeitig mit den Männern an jenem Punkte einzutreffen, wo sie aneinander vorüber mußten, denn es war ihm, als ob es hier etwas zu thun geben könnte. Die Begegnungsstelle war bei einem abgehauenen Baumstamme, der den Weg verengte und da

der fremde Mann sich so recht breit in die Mitte desselben pflanzte, so konnte das Bäuerlein mit dem Kalbe nicht vorbei kommen.

Der Landmann war dem Zwerglein wohl bekannt und es wußte auch, daß es nicht besonders hell in seinem Kopfe aussah, selbst für die damalige Zeit nicht, ein Umstand, der dem Weibe des Bäuerleins und seinen sieben Kleinen schon manchen Schaden zugefügt hatte, zumal ihr Ernährer es nicht liebte, einen Schritt mehr zu machen, als gerade unumgänglich nötig war. Den Andern kannte das Aschenmännlein zwar nicht, aber es verstand sich darauf im menschlichen Antlitz zu lesen und die verschmitzten Gesichtszüge und die listig funkelnden Augen, die es sah, mochten ihm nicht gefallen.

„Wohin des Weges, Gevatter?“ frug der Fremde.

„Auf den Markt.“

„So, bei diesem heißen Tage, den wir heute bekommen werden, gratuliere ich dazu. Was wollt Ihr denn auf dem Markte?“

„Das Kalb verkaufen, damit ein paar Batzen in's Haus kommen. — Ein Prachtstück, he?“

Der Fremde befühlte das Tier mit kundiger Hand und sagte endlich:

„Nicht übel, aber zu einem Prachtstück fehlt noch gar viel, da gibt es heute ganz andere Kälber auf dem Markt. — Ich will Euch was sagen, Gevatter, ich bin eine mitleidige Seele und wenn ich meinem

Nächsten etwas Liebes erzeugen kann, so ist es mir, wie wenn ich selbst einen Gewinn dabei hätte. Ich habe da ganz hinten im Thale zu thun, also keine Zeit auf den Markt zu gehen, weil ich aber dann über die Berge heimgehe und schon längst ein Kalb kaufen will, so können wir einen Handel machen."

Das Bäuerlein stimmte diesem Vorschlage hocherfreut bei, aber die niedrige Summe, die der Mann bot, behagte ihm doch nicht so recht.

„Am Markt giebt man Euch auch nicht mehr, vielleicht nicht einmal so viel. Die Verkäufer sind schon vor drei Stunden von allen Seiten herzugeströmt, aber die Käufer, ja, nach denen kann man sich umsehen."

„Ich kann's wenigstens probieren," meinte der Landmann.

„Ja, das möget Ihr schon thun, wenn Ihr den weiten Weg, die Zehrung im Wirtshause und die kostbare Zeit nicht in Anschlag bringt, die Ihr unnützerweise verliert, gerade jetzt, wo es in der Wirtschaft so viel zu thun gibt."

Dem Bäuerlein leuchtete das ein und bei dem Gedanken an den weiten Marsch in der Sonnenglut wurde ihm gar nicht wohl zu Mute. Er schwankte und als der Fremde das bemerkte, meinte er:

„Doch wie Ihr meint, ich will Euch nicht im Lichte stehen, und hätte das Tierchen hier ohnehin nur um

Gotteswillen gekauft. Gehabt Euch wohl, Gevatter, und gute Verrichtung," damit lief er eilig davon.

Der Bauer stand verdutzt, bald aber besann er sich und rief dem eiligen Manne nach:

„Heda, Gevatter, hört! auf ein Wörtlein!"

Der Fremde lief jedoch nur noch eiliger und der Landmann mußte sich ebenfalls in Trab setzen, wenn er ihn noch einholen wollte.

„Wenn Ihr noch zehn Groschen zulegt, Kamerad, so ist das Kalb Euer Eigentum."

Dem Mann schien der Entschluß nicht leicht zu werden, endlich schlug er aber doch ein und zählte dem Bauer den bedungenen Kaufpreis in die Hand.

„Weil Ihr da hinten Geschäfte habt, so können wir eine Strecke zusammengehen," lud ihn der Bauer ein.

Der Fremde meinte jedoch, die Hitze sei drückend und der Weg weit, er wolle eine Weile am Baumstamme ruhen und das arme Tier verschnaufen lassen.

Kaum jedoch, daß der Bauer, der vergnügt heimwärts ging, hinter einer Biegung des Weges verschwunden war, wickelte der ruhebedürftige Käufer den Strick, an welchem das Kälbchen hing, fester um die Hand und schlug sofort den Rückweg nach Unter-Simonswald ein, ohne zu ahnen, daß ein zwerghaftes Grauröckchen mit vergnügtem Grinsen hinter ihm hersprang.

„Das war ein Preis für den ich das Kälblein erstanden, ha, ha," machte der Händler seiner Freude Luft, „am Markt geben sie mir gut und gern das Doppelte dafür, besonders heute, wo sich die Käufer drängen und beinahe kein Verkäufer da ist. — Ho, hü, mein Tier, flink voran, daß wir keine Zeit versäumen, bist dein Geld wert, — ha, der dumme Bauer ist unser Glück!"

Während der Händler so mit sich selber plauderte und sich des guten Geschäftes freute, blieb das Aschenmännlein nicht müßig und mit einem Male brach der Strick entzwei, dem Kälblein seine Freiheit wiedergebend, die es allsogleich benützte um in tollen Sprüngen querfeldein dem Walde zuzujagen. Der Händler setzte dem Flüchtling nach, immer gefolgt vom Aschenmännlein, dabei schreiend so stark er nur konnte. Je mehr er aber schrie, umso schneller sprang das Kalb und die tolle Jagd endete damit, daß der Verfolger, der blindlings vorwärts stürmte, in einen ziemlich tiefen Graben fiel, der mit Dorngestrüppe und Buschwerk ausgefüllt war.

„Weh' geschrieen, ich bin entzwei!" jammerte er.

Ein silberhelles Lachen antwortete diesem Schmerzensrufe; erst klang es wie ein feines Glöckchen nur, dann aber nahm es einen spöttischen, schadenfrohen Ton an, der dem Verunglückten schmerzlich in die Ohren gellte.

Zornig wollte er in die Höhe fahren, aber seine Füße und Hände hatten sich in dem Pflanzengeranke

verwickelt und jedem Versuche sich aus diesem Gewirre zu befreien, folgte ein neuer und stärkerer Lachausbruch.

„Wart', Du Schelm, wenn ich Dich erst habe!" brüllte der Händler wütend.

„Ho, hü, mein Tier, bist Dein Geld wert!" meckerte eine höhnische Kinderstimme.

Mit einer gewaltigen Anstrengung hatte sich der Mann befreit und stand endlich mit zerfetzten Kleidern und blutenden Händen oben am Rande des Grabens. Da aber fing er an allen Gliedern zu zittern an, denn weit und breit war kein lebendes Wesen zu erblicken und doch klang das entsetzliche Lachen ununterbrochen fort, bald vor ihm, bald hinter ihm.

Einige Augenblicke hielt er es aus, dann aber sauste er in fluchtartiger Hast davon, hoch und teuer schwörend, daß keine Macht der Erde ihn jemals wieder in diese Gegend bringen würde, denn als er einmal in seinem Laufe innehielt und zurücksah, bemerkte er in einiger Entfernung ein Zwerglein in einem grauen Röckchen und mit einem spitzen Mützchen auf dem Kopfe, welches groteske Sprünge ausführte und ihm höhnend nachrief:

„Ho, hü, mein Tier, bist Dein Geld wert!"

Wie aber die Frau des faulen Bauers am andern Tag in den Wald kam, um dürre Reiser zu sammeln, war sie nicht wenig erstaunt, als plötzlich eine kalte Schnauze sich an ihre Wange legte und sie die kleine

Bläß' erkannte, die ihr dummer Mann für solch ein Spottgeld hingegeben hatte. Vergnügt führte sie das Kalb in den Stall zurück, fest entschlossen, es dem Käufer nur dann auszufolgen, wenn er den vollen Wert dafür bezahlen wolle. Der Händler ließ sich zu ihrem Erstaunen jedoch nicht blicken, er war nämlich ein schlauer Mann zwar, doch kein aufgeklärter und darum hatte er einen gewaltigen Respekt vor den Wald- und Bergmännlein und wie diese kleinen Wesen sonst noch heißen mögen.

Der Elsbethenbrunnen im Suggenthal.

Ganz nahe beim Städtchen Waldkirch erhebt sich im reichen Thale der Elz eine noch immer zugängliche Burgruine auf einem bescheidenen Hügel. Es ist die Kastelburg, einst das Besitztum der Freiherren von Schwarzenberg. Zu den weit ausgedehnten Ländereien, über welche sie geboten, gehörte auch das Suggenthal mit seinen Silberbergwerken, aus denen hunderte und hunderte von Bergleuten das kostbare Metall zu Tage förderten.

Inmitten der Schmelzhütten, Pochwerke und Bergmannshäuschen befand sich ein stattliches Herrenhaus, welches von einer Freifrau von Schwarzenberg und ihrer Tochter bewohnt wurde. Die beiden Edeldamen lebten vom Ertrage der Gruben in üppigster Pracht, über ihre Untergebenen herrschte die Freifrau jedoch mit eiserner Strenge und die Aufseher mußten ängstlich darüber wachen, daß kein Körnlein Silber in der

Tasche eines Bergmannes blieb, wie auch, daß ihnen nur der knappste Lohn bezahlt wurde, für welchen Menschenhände überhaupt zu haben waren. Und hart wie gegen ihre Bediensteten war sie auch gegen die Hörigen. Sie ließ von ihren Höfen fortnehmen, was ihr beliebte und nahte ein Hilfesuchender ihrer Thüre, so mußte ihn der Vogt mit Schlägen davonscheuchen. Fräulein Jetta war allerdings ganz verschieden geartet, doch brachte dies den armen Leuten keinen großen Nutzen, denn die Mutter, welcher die Neigungen des schönen Mädchens bekannt waren, hielt sie unter strenger Aufsicht und so konnte sie nur selten den Armen und Kranken Hilfe bringen.

Natürlich erfreute sich eine solche Herrin keiner Beliebtheit, doch machte ihr dies wenig aus, solange sie alle ihre Wünsche zu erfüllen vermochte, und wenn sie einem haßglühenden Blick begegnete, so lachte sie vergnügt auf und freute sich ihrer Macht, die ihr erlaubte, den Trotzigen noch härter zu bedrücken als bisher.

Je mehr der Mensch hat, desto mehr will er noch dazu haben und als die Freifrau endlich gar nicht mehr wußte, was sie begehren sollte, fiel es ihr ein, daß sich ein aus mehreren Röhren fließender Brunnen vor dem Hause sehr schön ausnehmen und daß es angenehm und erfrischend sein würde, das Plätschern des Wassers bei Tag wie bei Nacht zu hören.

Die Errichtung eines solchen Brunnens war nun aber so gut wie unmöglich, denn laufende Brunnen gab es damals im ganzen wasserarmen Suggenthale nicht und ebensowenig eine Quelle auf einer der umliegenden Höhen, von welcher man das Wasser hätte zu Thale leiten können. Als man dies der Freifrau auseinandersetzte, um sie von der Unausführbarkeit eines solchen Unternehmens zu überzeugen, verfiel sie in maßloßen Zorn und schwor einen fürchterlichen Eid, daß sie binnen Jahresfrist im Besitz des gewünschten Brunnens sein werde, und daß diejenigen, welche ihr zu widersprechen gewagt, die behauptet hatten, die Erfüllung ihres Wunsches sei unmöglich, die härtesten Strafen treffen sollten.

Als erste Maßregel ließ sie im ganzen Lande bekannt machen, daß demjenigen, dem es gelinge eine solche Leitung herzustellen, nicht nur reiche Schätze zu Teil werden würden, sondern auch die Hand ihrer Tochter Jetta, die zwar schon seit Jahren von einer zahlreichen Bewerberschar umlagert war, ohne daß bisher einer der Ritter und Grafen, die sich um ihre Gunst bemühten, vor den Augen der wählerischen Freifrau Gnade gefunden hätte.

Bald darnach erschien auch wirklich ein stattlicher Mann im Suggenthale, der das für unmöglich gehaltene Werk zu vollbringen versprach und so zuversichtlich auftrat, daß dem armen Fräulein angst und

bange wurde, denn es empfand eine Abneigung gegen den schwarzbärtigen Fremdling, wie ihr noch nie zuvor ein menschliches Wesen eine solche eingeflößt hatte. Um so liebenswürdiger verfuhr dagegen die Freifrau, die ihn gerade so aufnahm und bewirtete, als ob er der vornehmste Herr im Lande gewesen wäre.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft begab sich Kunno vom See, wie er sich nannte, auf die Suche nach Wasser und nach weiteren drei Tagen konnten schon die ersten Vorbereitungsarbeiten in Angriff genommen werden, denn er hatte oben am Kandel eine reiche Quelle entdeckt, welche sich für seinen Zweck vortrefflich eignete. An Arbeitskräften mangelte es nicht, denn auf den Befehl der Freifrau mußten dem Baumeister so viele Hände zur Verfügung gestellt werden, als er begehrte, gleichviel ob der Betrieb des Bergwerkes darunter Schaden litt oder nicht, und so schritt das Riesenwerk rasch voran.

Während aber so Alles nach Wunsch ging, verbreiteten sich im Thale unheimliche Gerüchte. Der Eine wollte dies am Kunno vom See beobachtet haben, der Andere jenes, man hatte bemerkt, daß er dem Pfarrherrn aus dem Wege ging, niemals die Kirche betrat und noch manches Andere, was nicht für ein gutes Zeichen gelten konnte. Endlich war es ja auch klar, daß der Bau einer solchen Leitung nicht mit rechten Dingen zugehen konnte, Niemand hatte noch ein ähn-

liches Werk gesehen oder nur davon gehört und nun entstand sie mit einer Schnelligkeit, die auf das Mitwirken geheimnisvoller Kräfte hinwies. Der Freifrau war es ja zu gönnen, wenn sie ihre Vorliebe für diesen Günstling teuer bezahlen und ihren Hochmut schwer büßen mußte, daß aber auch die schöne und mildherzige Jetta ein Opfer sein sollte, schien doch hart und Jedermann bedauerte das unglückliche Edelfräulein, dem sein stiller Gram aus dem Gesichte abgelesen werden konnte. Und in der That, die edle Jetta trug eine Todeswunde im Herzen, der Gedanke, dem Kunno angehören zu sollen für Zeit und Ewigkeit, erregte ihr unbeschreibliches Grausen und die glühende Liebe, die sich in seinem Benehmen offenbarte, vermochte daran nichts zu ändern. Je weiter sein kühnes Werk der Vollendung entgegenschritt, umso trübsinniger wurde sie, jedoch der harte Sinn der Mutter ließ sich nicht erweichen.

Endlich, das für die Vollendung dieses schwierigen Baues festgesetzte Jahr war noch nicht herumgegangen, spielte der glitzernde Strahl an einem Morgen vor den Fenstern der Freifrau, die diesen Anblick mit einem Schrei des Jubels und Entzückens begrüßte. Die Bewohner des Suggenthales umstanden staunend und furchtsam den „Elsbethenbrunnen", wie er zu Ehren der Freifrau genannt werden sollte, und diejenigen, die ihn einst für eine Unmöglichkeit erklärt hatten, gedachten bangen Herzens der Zukunft und dessen, was sie bringen

würde, denn die Edeldame von Schwarzenberg verstand es ihre Drohungen wahr zu machen und Schonung stand von ihr nicht zu erwarten.

Sie hatte jetzt jedoch wichtigere Dinge zu thun, als sich mit dem „dummen Volke“ zu befassen, es galt ihren lieben Kunno zu belohnen, der die ihm versprochenen Schätze bereits erhalten hatte und nun auch noch die Hand ihres Kindes empfangen sollte. Noch ein letztes Mal warf sich Jetta der Mutter zu Füßen, ihr Flehen fand kein Gehör.

Am Hochzeitstage ging es im Herrenhause gar lustig zu. Von allen Seiten waren die Gäste herbeigekommen und bei Wein und Tanz vergingen die Stunden im Fluge, bis ein schreckensbleicher Diener in den Saal stürzte und atemlos berichtete, die schöne Braut liege tot in der Muschelschale des Brunnens.

Mit einem wilden Aufschrei stürmte Kunno hinaus und ihm nach drängte sich die Schar der Gäste. Es war wie der Diener berichtete, die junge Jetta, noch mit dem Brautgewande geschmückt, lag ertrunken in der weiten, bis an den Rand gefüllten Schale.

Bange Sekunden vergingen, endlich sagte Kunno mit hohler Stimme:

„Dieser hier dankt dieses Werk sein Erstehen, es hat ihr den Tod gebracht und darum wird meine Hand, die es erbaut, es auch wieder zerstören.

Wem sein Leben lieb ist, der verlasse diese dem Untergange geweihten Gründe!“

In der Verwirrung, dem Tumulte, der dieser entsetzlichen Beteuerung folgte, verschwand der kühne Baumeister, ohne daß man wußte, wohin er gekommen war, nur in der Ferne hörte man noch seine Stimme wie er den Bergleuten die gleiche Warnung zurief.

Entsetzen packte die Gäste wie die Bergleute und in wilder Hast flohen Alle, die noch fliehen konnten, ohne an Hab und Gut zu denken, welches sie hinter sich zurückließen. Nur die Freifrau wich nicht von dem Brunnen, in welchem ihr Kind lag, das sie in den Tod getrieben hatte, eine überirdische Macht schien ihre Füße an diese Stelle gefesselt zu halten und die Flüchtlinge, die sich auf die umliegenden Höhen gerettet, sahen ihr Entsetzen, die Todesangst, die sie erfaßte, die verzweifelten Anstrengungen, die sie machte, als plötzlich die entfesselten Wasser gurgelnd von den Bergen stürzten, immer schneller, immer reichlicher, Alles mit sich fortreißend und vernichtend.

Tagelang wüthete die rasende Flut durch das unglückliche Suggenthal und als sie sich endlich verlaufen hatte, war es einer Einöde gleich geworden. Wohin man sah, erblickte man nichts als die traurigen Überreste der eingestürzten und zumeist fortgeschwemmten Häuser, zertrümmertes Hausgeräthe und die Leichen

von verspäteten Flüchtlingen und den Haustieren, doch die der Freifrau von Schwarzenberg fand sich nicht. Die Bergwerke waren gleichfalls unzugänglich geworden und zum Teile durch die einströmenden Fluten sogar zum Einsturze gebracht worden.

Nach und nach nahm das Suggenthal allerdings wieder seine vorige Gestalt an, die unbrauchbar gewordene Wasserleitung wurde jedoch nicht wieder hergestellt und mehr und mehr verfiel der großartige Bau, von dem selbst heute noch einige Trümmer übrig sind.

Der letzte Ritter von Staufenberg.

Wenn man vom Unterlande mit der Bahn gegen die Schweiz zufährt, so erblickt man bald nach der Ausfahrt aus der Station Appenweier auf der linken Seite ein hübsches, altes Schloß auf einem mäßig hohen, bewaldeten Berge gelegen. Es ist dies Schloß Staufenberg, welches gegenwärtig dem Prinzen Wilhelm von Baden gehört.

Auf diesem Schlosse lebte in frühen Zeiten ein mächtiges Geschlecht, welchem die Burg ihren Namen gab, nämlich die Ritter von Staufenberg.

Einstmals nun stand diese Burg lange Jahre einsam und verlassen, denn ihr damaliger Besitzer, der edle Herr Peter, der weder Weib noch Kind besaß, weilte mit den andern Kreuzfahrern im heiligen Lande Palästina, wo sein scharfes Schwert den Sarazenen arge Wunden schlug. Endlich ging der Kreuzzug

aber doch zu Ende und der von Freund und Feind ob seiner Tapferkeit bewunderte Ritter kehrte mit seinen Kampfgenossen in die Heimat zurück, wo er mit großer Auszeichnung empfangen und hochgeehrt wurde, denn der Ruf seiner Heldenthaten war ihm vorangeeilt und die Herzen schöner Frauen schlugen bei seinem Anblick höher auf.

Die ersten Monate, die Herr Peter wieder in der Heimat verbrachte, vergingen unter rauschenden Festlichkeiten, die ihm zu Ehren auf allen Burgen der Umgegend veranstaltet wurden und die edelsten Jungfrauen strebten nach der Ehre, von ihm erwählt zu werden, denn er war auch von Gestalt ein schöner, ritterlicher Mann. Er widerstand jedoch den verheißungsvollen Blicken aus schönem Auge, wie den süßesten Worten, denn das holde Spiel der Minne besaß für ihn keinen Reiz und noch keinem Weibe war es gelungen, sich in sein Herz zu schmeicheln. Bescheiden zog er sich in sein stolzes Ahnenschloß zurück und lebte da so still und prunklos, wie es sich für ihn kaum schickte.

Eines Morgens ritt er langsam und von den schönen Tagen der Vergangenheit träumend durch den Wald. Er war so ganz in sich selbst versunken, daß er nicht einmal des Weges achtete, den sein Pferd einschlug, bis ein mit spitzen Stacheln besetzter Zweig seine Stirn ritzte. Nun sah er in die Höhe und bemerkte einige Schritte von sich entfernt, eine von

Farrenkräutern und Moosen umwucherte Quelle, an welcher eine weibliche Gestalt saß, umflossen mit einem schimmernden Gewande.

Herr Peter zügelte unwillkürlich sein Roß und versenkte sich in den Anblick der Fremden, die er so unerwartet an einer Stelle traf, wo ihm noch nie ein menschliches Wesen begegnet war. Und wie schön sie war in dem Kleide, flimmernd in der Pracht kostbarer, bunter Steine — nie noch hatte er ein herrlicheres Weib gesehen!

Ein freundliches Lächeln lud ihn ein der Huldgestalt zu nahen. Er stieg vom Pferde, schlang den Zügel um einen Baumstamm und begrüßte mit höflichen Worten die Unbekannte, deren schönes Gesicht im Lichte einer Freude erstrahlte, die sie offen zur Schau trug.

„Es ist jetzt das erste Mal, daß mein Auge Euch erblickt, vieledle Frau," sagte er, sich auf einen moosigen Stein zu ihren Füßen setzend, „und doch ist es mir, wie wenn Ihr keine Fremde wäret."

„Das bin ich Euch auch nicht," erwiderte sie und aus ihrem Auge schoß ein wunderbarer Strahl hervor, der den Ritter in unbekannten Wonneschauern erbeben ließ. „Das was Eure Kampfgenossen eine wundersame, geheimnisvolle Macht genannt, die Euch beschützen müsse auf allen Euern Wegen, das war ich gewesen! Nimmer wich ich von Eurer Seite und im Kampfgetümmel gab mein Arm dem Schwerte eine

andere Richtung, welches die Feinde gegen Eure Brust richteten, in der Wüste lenkte ich Euern Fuß den klaren Quellen zu, die dem verschmachtenden Wanderer das Leben retten —"

„Aber wer seid Ihr, daß Euch solche Macht verliehen ist!" unterbrach der Ritter sie voller Staunen über diese seltsame Rede.

„Fragt nicht wer und was ich bin, denn ich kann es Euch so wenig sagen, wie einem anderen Sterblichen," sagte sie, den Kopf wie in leiser Trauer auf die Brust neigend.

„So seid Ihr nicht aus Fleisch und Blut wie ich, kein Wesen meiner Art?" drängte er, jetzt schon erbleichend bei dem Gedanken, daß eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und dem jugendlichen Weibe an seiner Seite stehen könnte.

Da wandte sie ihm tief errötend ihr liebliches Antlitz zu, leise flüsternd:

„So sehet mich doch an, Herr Ritter, dann wißt Ihr was ich bin, wenigstens für Euch bin — und was liegt am Übrigen?"

„Da habt Ihr recht, was frage ich nach den Menschen und ihrem Brauch! — Für mich seid Ihr das schönste Weib auf Erden und das ist mir genug! — Doch eins werdet Ihr mir doch sagen dürfen, nämlich womit ich die Teilnahme verdient, so Ihr mir erwiesen habt?" frug er, den Arm um ihren Leib schlingend.

„Womit?“ lächelte die prächtige Maid sinnend vor sich hin. „Das habe ich mich niemals gefragt und hätte ich es gethan, wo wäre da die Liebe gewesen, die ohne Frage, ohne Zögern thut, was sie nicht lassen kann? Prüfend, wägend, teilt die kalte Vernunft ihre Gaben aus, die Liebe aber gibt alles was sie besitzt und kein Blick trifft das Zünglein der Wage.“

„So liebt Ihr mich?“ rief Herr Peter, die schlanke Gestalt des bezaubernden Weibes an sich pressend.

„Wäre ich sonst hier, wäre ich Euch in ein fremdes, fernes Land gefolgt, wo nichts mich hinzog, als Ihr?“

Was den reichsten Edeldamen nicht gelungen war, das Waldkind hatte es im Fluge vollbracht, der Ritter warb in leidenschaftlicher Rede um sein Jawort.

„Euer will ich sein für alle Zeit und stets soll des Glückes Gunst Euch lächeln,“ flüsterte sie in sein trunkenes Ohr, „und dafür verlange ich nur zwei Dinge von Euch, die so einfach scheinen und doch so unendlich schwer zu bewahren sind, Eure Lieb' und Treu'!“

Schwer sollte das sein? — Herr Peter lachte fröhlich auf.

„Kind,“ rief er, „verlange ich denn größeres Glück als ewig Dein zu sein?“

„Jetzt freilich nicht, denn noch bin ich nicht Euer! Doch die Versuchung wird gar mächtig an Euch herantreten und leicht erliegt ihr auch der stärkste,

darum aber doch noch immer nur schwache Mensch. Fürstenkinder werden um Euch werben, der Ehrgeiz wird erwachen —"

„Wenn ich ehrgeizig wäre, würde ich da ein so beschauliches Leben auf meinem einsamen Staufenberg führen?"

„Eure Gesinnungen können sich ändern und dann wehe Euch und mir, denn ich habe Euch nichts zu bieten als stilles Glück, fern vom Geräusch der Welt. Nur für Euch werde ich leben, nur für Euch sichtbar sein!"

Herr Peter war das wohl zufrieden und ließ nicht ab die Waldfee mit Bitten und Schwüren zu bestürmen, bis sie endlich ein goldenes Reiflein von Finger zog, welches sie ihm ansteckte zum Zeichen, daß der ewige Herzensbund geschlossen sei.

„Nun seid Ihr mein," sagte sie dabei ernst, beinahe traurig. — „Merket wohl, brechet mir die Treue nicht, solange Ihr des Daseins Lust genießen wollt und vergesset auch nicht, daß ich stets an Eurer Seite bin, wenn Ihr mich auch nicht immer sehen könnt."

Und als ob die Erde sie verschlungen hätte, so plötzlich war die holde Zauberin verschwunden.

Betrübt stieg der Ritter wieder zu Pferde und ließ sich heimwärts tragen. — Allmählig stahlen sich aber schwere Gedanken an ihn heran, gegen die sein fröhlicher Jugendmut vergebens kämpfte. — Hatte er denn auch gut gethan, als er sich mit Leib und Seele einer

Unbekannten, einem geheimnisvollen Wesen verschrieb, welches keine Auskunft geben konnte über seine Art, welches über Mächte verfügte, die keinem Sterblichen unterthan sind? — Wie wenn sie eine böse Zauberin wäre, nur gekommen, ihn vom Pfade der Tugend zu locken! — Und doch, hatte nicht sie selbst ihn vor den Gefahren eines Bundes mit ihr gewarnt? — Nein, diese hinreißende Gestalt konnte keinem bösen Geiste angehören, wenn er seinen Schwur getreulich hielt, hatte er nichts anderes zu erwarten als Glück — o, namenloses Glück!

Bald kehrte der alte Frohsinn in des Ritter's Brust zurück und ungeduldig zählte er die Stunden, die, ihn noch vom Abend trennten, wo er im lauschigen Gemach der Geliebten harren sollte, die seines Lebens glänzendster Stern geworden war.

Einsam saß Herr Peter bei der Ampel trautem Schein, die Brust von süßem Sehnen erfüllt. — Wo sie nur so lange blieb, die Herrliche? — Da sauste draußen um den hohen Erker in scharfen Stößen der Wind, ein eigentümliches Rauschen und Klingen zog durch die Luft — das Waldkind lag an seiner Brust.

„Noch einmal, bedenk' es wohl, solange es Zeit ist, denn wenn Du Dein Gelöbnis brichst, dann kann selbst ich Dein Schicksal nicht mehr wenden," flüsterte sie, den lockigen Kopf an seiner Schulter verbergend.

— — — — — — — — — — — — — — —

Jahre vergingen mit zaubergleicher Schnelligkeit und bis zur Stunde hatte noch kein Reuegedanken des Ritter's Kopf gekreuzt. Wohl ward ihm manche edle Maid zum Weibe angeboten, wohl drängte auch seine Sippe, er möge eine Wahl treffen und so sein ruhmreiches Geschlecht der Welt erhalten.

„Vor Euch, dem Herrn Peter von Staufenberg, öffnen sich alle Thore, auch der stolzesten Burgen im Lande," hieß es.

Er jedoch lachte der Dränger im Bewußtsein seines geheimen Glücks und verwies sie mit allerlei Ausflüchten auf eine spätere Zeit.

Abermals schwanden ein paar Jahre im ungetrübten Glücke dahin.

Eines Tages gelangte jedoch eine große Kunde nach Staufenberg. Zu Frankfurt am Main werde ein neuer Kaiser gekrönt, sagte man, und alle Ritter in den deutschen Landen seien geladen, teilzunehmen am Kampfspiele.

Herr Peter dachte oft und viel darüber nach, in früheren Zeiten wäre ein solcher Ruf nicht ungehört verhallt, doch jetzt mochte er die Geliebte nicht verlassen und wozu auch diente ihm die weite Fahrt? — Das Glück brauchte er ja nicht mehr zu suchen.

„Geht, mein Herr," bat jedoch das liebliche Waldkind mit überredenden Schmeichelworten, „und bedeckt Euch mit neuem Ruhm und Ehren. Bleibet Ihr fern vom Krönungsfeste, so möchten die edeln Herren

meinen, Ritter Peter von Staufenberg habe im waldumrauschten Ahnenschloß den unbezwinglichen Mut verloren."

„Und Du, mein süßes Weib?"

„Ich werde mich Eurer Siege freuen, denn wenn Ihr mich auch nicht schauen werdet, so bin ich Euch doch nahe!"

Geleitet von einem glänzenden Gefolge zog Herr Peter gegen Frankfurt, die ehrwürdige Krönungsstadt, und gar bald hatte er beim edlen Ritterspiel den ersten Sieg erfochten. Diesem folgte rasch ein Zweiter und endlich war kein Ritter mehr vorhanden, sich mit dem Unbesieglichen zu messen.

Der folgende Tag vereinte die Fürsten und die Ritterschaft im Königsschlosse zu festlichem Mahl und Tanze und der unbestrittene Held des Festes war der Ritter von Staufenberg. Des mächtigen Kaisers hohe Verwandte drückte ihm eigenhändig einen goldenen Kranz in's Haar. Er mußte sie zu Spiel, zu Tanze führen und bald erkannte er, daß er nicht nur der schönen Fürstin Huld, sondern auch ihr Herz gewonnen hatte.

Stolze Freude schwellte bei dieser Wahrnehmung des Ritters Brust und als ihm am andern Morgen ein kaiserlicher Bote die Kunde überbrachte, er sei ausersehen zum Gemahl der hohen Frau, da fühlte er, daß er errungen hatte, was ein Mensch überhaupt

erringen kann. — Mit einem Male zuckte jedoch ein stechender Schmerz durch seine Brust. — In dem glänzenden Treiben, dessen Mittelpunkt er bildete, hatte er der schönen Waldfee vergessen und nun, wo es ihm gerade so war, wie wenn ein kühler Windhauch seine Wangen streifte, wie wenn er das eigentümliche Rauschen und Klingen vernähme, welches stets ihrem Erscheinen vorherging, brach plötzlich die Erinnerung an den geleisteten Schwur über ihn herein.

Warum hatte er das gethan, warum sich zu einem Schritte verleiten lassen, der ihn für immer fesselte? — Wohl gab ihm das schöne Weib alles Glück, das ein Sterblicher genießen darf, auch liebte er sie noch immer, wenngleich die Pracht, die ihn jetzt umgab, seine Sinne blendete, aber Glück und Liebe sind nicht genügend eines Mannes Leben auszufüllen. Welchen Ersatz konnte sie ihm bieten für das, was er nun um ihretwillen opfern mußte — war es nicht eigentlich die junge Fürstin, welche das wahre Glück zu spenden hatte, das einzige dauernde Glück — die Macht?

Trotzdem schlug der Ritter die angebotene Ehre aus und mit ehrfürchtigen Worten gab er dem Kaiser und den Edeln Bericht von dem, was er einst im Walde erlebt und von dem heiligen Schwur, den er abgelegt hatte.

Tiefes Erstaunen erfaßte die Zuhörer als sie diese wundersame Geschichte vernahmen, wie er aber geendet hatte, da trat ein Bischof im vollen Ornate an den

Ritter heran und die Hand auf sein Haupt legend, sagte er feierlich:

„Dem Teufel hast Du Dich verschrieben, mein armer Sohn, und ein solcher Schwur bindet nicht. Ich, dem die Macht verliehen ist zu lösen und zu binden, ich löse den Bann, den Zaubermächte um Dich geschlungen haben. Du bist frei!"

Dem Ritter war jedoch zu Mute, wie wenn sich eine schwere Last auf seine Brust herabgesenkt hätte und als er in die Höhe sah, da erblickte er zwischen zerreißenden Wolkenschleiern ein Antlitz auf ihn niederschauen, so schön und bleich, wie es kein zweites mehr gab. Vor dem Glanze dieser Schönheit erblich die juwelenfunkelnde Krone auf dem Haupte der stolzen Fürstin. Und wie tief traurig das blaue Auge der Erscheinung ihn ansah, wie flehend, als wollte es ihm in seiner lautlosen und doch so beredeten Sprache zurufen:

„O, so besinne Dich doch, ehe Du es hingibst, das echte Glück für den trügerischen Schein der Macht!"

Eine unendliche Sehnsucht erfaßte Herrn Peter und schon wollte er sich wenden, heimzueilen nach seiner Burg, als der Kaiser und der Bischof ihn erfaßten, ihn hinzuführen zu der ungeduldig harrenden Braut.

Kaum aber daß seine Hand die der jungen Fürstin umschloß, zitterte ein leiser Wehruf durch die Luft, der selbst die Beherztesten erschauern ließ.

Der Bischof jedoch sagte:

„Jetzt ist der Teufel ausgefahren und das, was Ihr soeben vernommen habt, war sein Klageruf um den Verlust einer Seele.“

Herr Peter allein wußte, daß es das schöne Waldkind war, welches klagte und weinte, weil er die Treue brach.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie von einem Rausche umfangen verlebte Herr Peter von Staufenberg die nächsten Wochen an der Seite seiner Braut, mit Entzücken die Huldigungen und Schmeicheleien einschlürfend, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden, ihm, der mit einem Male so hoch gestiegen war. Die schöne Waldfee war vergessen und ihre Warnung vor einem Treuebruch.

Endlich aber mußte er doch heimkehren nach Schloß Staufenberg die Hochzeit zu rüsten und als er ermüdet von der Reise am Abend einsam beim Schein der Ampel im traulichen Gemache saß, da gedachte er plötzlich wieder Derjenigen, die er so oft an dieser Stelle erwartet und deren Besitz während langer, langer Jahre sein höchstes Glück ausgemacht hatte. Dann umstöhnte der Wind den Erker, in der Luft rauschte und klang es — das prächtige Weib stand wieder vor ihm. Doch diesmal umschloß ein schwarzes Gewand die üppige Gestalt und kummervoll waren ihre Mienen.

„Zum letzten Male stehe ich hier vor Dir, Du hast den höchsten Schwur gebrochen, wie sehr ich Dich auch gewarnt habe und bist nun dem Tode verfallen. Ich vergebe Dir das bittere Leid, das Du mir zugefügt hast, retten kann ich Dich nicht, denn über mir stehen höhere Mächte und ihnen bin ich unterthan," klagte sie unter Thränen.

Erschrocken starrte Herr Peter die Fee an, an deren Seite er so selige Stunden genossen hatte.

„Verlaß mich nicht, ich kann Dich nicht missen," rief er, die Arme nach ihr ausstreckend, „ich will mich frei machen von den Banden, die man halb mit Gewalt um mich geschlungen hat und Dir dienen wie der niedrigste der Sklaven!"

Die Fee schüttelte traurig den Kopf:

„Es ist zu spät, warum kehrtest Du nicht um, als ich Dir in Frankfurt erschien? — Und wenn Du auch zum zweiten Male zum Verräter würdest, ich dürfte Dir doch nimmer wieder sein, was ich Dir gewesen war."

„Dann lieber den Tod!"

„So lebewohl!"

Von dieser Stunde an war Herr Peter wie verwandelt. Dumpfe Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt und die Sehnsucht nach der Geliebten seiner Jugend, die er selbst von sich gestoßen hatte, die er niemals wieder sehen konnte, ließ ihm keine Ruhe

mehr. Wortlos und finster ging er im Schlosse umher oder irrte durch den Wald, bis er die Quelle fand, an welcher er die ersten Liebesschwüre mit der Fee getauscht hatte und manchmal überraschte ihn da sogar die Nacht.

So kam der Hochzeitstag heran und fröhlich saßen die Gäste beim Mahle. Nur der Bräutigam blieb still und finster, denn er hörte wie der Wind das Schloß umbrauste, wie es in der Luft klagte und seufzte.

Immer ärger tobt der Sturm, er rüttelt an Fenstern und Thüren, er reißt sogar eine Thüre auf und im langen Trauerkleide, das Gesicht von Thränen überströmt, schwebt die Waldfee durch die Halle und bleibt dem Bräutigam gegenüber stehen, den sie solange mit ihren traurigen Augen ansieht, bis er mit einem gellenden Schrei zu Boden sinkt.

Ein wildes Durcheinander entstand und dann trug man den Leblosen in sein Gemach. In der Halle wurde es düster, der Jubel verstummte wie die Musik und wer es konnte, der verließ eilig das Schloß, das allen unheimlich geworden war.

Nur im einsamen Gemache beim matten Schein der Ampel weilte die junge Braut am Schmerzenslager des Ritters und horchte in banger Scheu auf das unheimliche Stöhnen in der Luft.

Drei Tage vergingen in Schmerz und banger Furcht und als es zum vierten Male Abend wurde,

da wurde draußen ein Toben hörbar, als ob die Welt zu Grunde gehen sollte — drinnen aber im einsamen Gemach beim düstern Schein der Ampel weinte die junge Wittwe an der Leiche ihres Gatten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auch jetzt vernimmt man nächtlicher Weile noch oft jenes wehmütige Stöhnen und Seufzen in der Nähe jenes Erkers, den einst Herr Peter von Staufenberg bewohnte und die es hören, die wissen, daß es die Waldfee ist, die verlorenes Glück und verlorene Liebe beweint.

Die
Belagerung von Rodeck.

Rechts oberhalb des hübschen und ziemlich bedeutenden Ortes Kappel im Kappelerthale erhebt sich auf waldigem Hügel das stattliche Schloß Rodeck, welches heute noch im Besitz einer badischen Adelsfamilie und bewohnbar ist.

Von Belagerungen und feindlichen Heereshaufen hatte Rodeck weit weniger zu leiden gehabt, als die übrigen umliegenden Burgen, nur im Bauernkriege war es einmal nahe daran, eine regelrechte Belagerung aushalten zu müßen, die wahrscheinlich mit seinem Flammentode geendet haben würde, hätte es nicht ein altes Burgmännlein, welches seit undenkbaren Zeiten auf Rodeck hauste, anders beschlossen.

Ringsum hausten die empörten Bauern schon gar arg mit Dreschflegel, Heugabel und Brandfackel und dabei kamen sie immer näher gegen Rodeck gezogen, welches

sich auf einen Angriff gefaßt machen mußte. — Wie ihn aber bestehen? — Das war eine Frage, auf welche sich der Burgherr keine befriedigende Antwort zu geben wußte. Die Besatzung war sehr schwach und die Zahl der streitbaren Männer verminderte sich beinahe noch von Tag zu Tag, indem treulose Knechte, die am Morden und Plündern mehr Gefallen fanden als an rechtschaffener Arbeit, sich auf die Seite des Feindes schlugen. Schließlich gab es kaum mehr ein Dutzend verlässiger Streiter auf der Burg und mit so geringen Kräften konnte man den an Zahl überlegenen Angreifern auf die Dauer keinen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen, zumal ein Entsatz nicht zu hoffen war, denn jeder der benachbarten Ritter hatte genug zu thun, wenn er sich selbst und sein Eigentum schützen wollte und kaiserliche Truppen hatte man bis dahin in dieser Gegend noch nicht zu sehen bekommen.

Eines Tages endlich erschien ein Bote auf der Burg, dem Ritter zu melden, daß eine betrunkene Bauernschar im Anzuge begriffen sei, die noch vor Abend vor Rodeck anlangen würde.

Die Aufregung stieg nun von Stunde zu Stunde, wie aber die Not auf's Höchste stieg, erschien auf einmal das alte Burgmännlein beim Ritter, dem es von jeher eine besondere Liebe und Anhänglichkeit bewiesen hatte, und schnitt ein überaus vergnügtes Gesicht.

„Kommst Du endlich wieder einmal zum Vorschein, Du Knirps?“ herrschte es der Ritter an, den diese

lange Vernachlässigung, die er von Seiten des Burgmännleins erfuhr, arg verdrossen hatte. „Ich meinte schon, auch Du wärest zu den Heugabel-Helden übergegangen. Wo hast Du solange gesteckt?"

„Ihr bedurftet meiner nicht, Herr Ritter," antwortete das Männlein verschmitzt. „Wenn die Tafel unter der Last der Schüsseln bricht, wenn der Becher lustig kreist, da ist es nicht schwer gute Freundschaft zu halten, doch anders wieder ist's, wenn es am Mann gebricht. Nun sehet, in diesem Falle bin ich da, wie es dem treuen Burgmännlein geziemt. Jeder nach seiner Art, Herr Ritter, dieser so, jener anders. — Uebrigens habt Ihr mich das letzte Mal in Ungnaden entlassen und da dachte ich: warte Deine Zeit ab, Burgmännlein, warte sie ab, es wird Dich nicht reuen!"

„Und was bringst Du?"

„Rettung — wenn Ihr sie wollt!" nickte der Kleine mit schelmischem Augenblinzeln.

„Du bist ein kluger Geselle, das hab' ich schon zu wiederholten Malen erfahren; darum sag' an, was Du zu sagen hast, ich will es prüfen und erwägen."

„Ich weiß in der Nähe eine sichere Felsenburg, die Niemand bekannt ist außer mir. Freilich, sie ist nur von der Hand der Natur erbaut, doch wenn es sich darin auch nicht gerade sanft ruhen läßt, so bietet sie doch Schutz vor den Feinden. Dorthin nehmt Ihr Familie, Gesinde und Kostbarkeiten —"

„Ich soll mich verkriechen vor einer Horde trunkener Bauern? — Nimmermehr!“

„Wenn Ihr es vorzieht, Euch und die Euern von ihnen mißhandeln und totschlagen zu lassen, so kann ich Euch nicht wehren. Aber bedenket, Herr Ritter, Ihr seid verantwortlich für die Menschenleben, die Euer falscher Stolz mutwillig hinopfert.“

„Und die Burg, Du Schelm, soll ich sie unverteidigt den Räubern preisgeben?“

„Die Burg verteidige ich!“ blähte sich das Burgmännlein mit komischem Stolz.

Der Ritter lachte laut auf, so drollig erschien ihm des Männleins kühne Rede. Der Kleine wollte ganz allein die Burg verteidigen!

„Laßt mich nur getrost machen, kein Mäuerlein soll ein Loch erhalten und so wie ich die Burg übernommen habe, so gebe ich sie Euch zurück. — Ihr wißt, Herr Ritter, ich mache nicht viele Worte, aber was ich verspreche, das halte ich!“

Der Ritter wußte das und so erklärte er sich denn nach kurzem Bedenken bereit das Burgmännlein gewähren zu lassen.

„Führe uns zu Deiner Burg!“ gebot er.

Jetzt aber zögerte das Männlein und frug mit breitem Lächeln:

„Und mein Lohn?“

Erstaunt sah es der Ritter an, es war das erste Mal, daß es einen Lohn beanspruchte für seine Dienste.

„Er wird Dir nicht entgehen," rief er dann stolz.

„Aber er möchte nicht so beschaffen sein, wie ich ihn will, darum mache ich zum Voraus meinen Preis."

„Das ist Deine treue Freundschaft!?"

„Ich leiste Euch mit meiner Forderung einen zweiten Dienst," erwiderte der Zwerg gekränkt. „Mein Preis also ist: Ihr gebet Fräulein Hildegard dem Ritter von Stein!"

„Er ist arm."

„Dafür seid Ihr reich!"

„Sein Vater war mein bitterster Feind!"

„Darum seid des Sohnes wärmster Freund, wie Gott Euch sagt, daß Ihr es sein sollet! — Er ist brav und tapfer wie kein zweiter und Hildegard wird unglücklich, wenn sie ihn nicht bekommt."

„Du steckst mit ihnen unter einer Decke, ihr spielt ein Schelmenspiel!"

„Nein, Herr Ritter, ich will nur Hildegard's und Euer Glück, einen bessern Eidam könnt Ihr nicht bekommen."

Das Burgmännlein gab nicht nach und wußte so klug zu reden, daß der Ritter endlich in diese Bedingung willigte.

„Es sei denn," sagte er, „aber nur, wenn Du mir die Burg unversehrt zurückgibst."

Wenn dem Zwerglein ein solches Wunder gelang, dann war sicherlich auch sein Heiratsplan ein guter.

Unter Burgmännleins Führung war die wunderliche Naturburg bald erreicht und man richtete sich in ihren Gelassen so gut ein als es eben ging.

Als der kleine Kobold eilends nach der Rodeck zurücksprang, glänzte auf seinem breiten Schelmengesicht ein gar vergnügtes Lächeln. Rasch zog er die Zugbrücke hinter sich wieder in die Höhe, sah allerorten nach dem Rechten, kleidete sich in sein Prunkgewand und setzte sich dann an ein Fenster in der Halle, wo er sich bei einem mächtigen Humpen Wein gütlich that, während er in's Land hinaus spähte, um die erwarteten Belagerer schon von Weitem zu sehen.

Gegen Abend rückte wirklich ein Bauernheer an und forderte die Burg zur Übergabe auf, um, da jede Antwort ausblieb, die Zugänge aber trotzdem verschlossen waren, sofort den Sturmlauf vorzubereiten. — Da erschien plötzlich auf des Schlosses Zinnen eine wunderliche Gestalt, ein Zwerglein in glänzender Rüstung und abenteuerlichem Federschmuck, das die Arbeiten der Belagerer mit spöttischem Lachen begrüßte und sich hierauf in den seltsamsten Sprüngen erging.

„Immer zu, nur frisch angegriffen, liebe Leute, und dann noch etwas mehr Ordnung, so wird es schon gehen. Es ist eine Freude Euch zuzusehen und wenn Ihr erst heroben seid, dann wollen wir uns

miteinander vergnügen, he, he!“ rief das Burgmännlein höhnisch in die Tiefe.

Die Bauern erholten sich vom ersten Erstaunen umso geschwinder als diese Rede ihren Zorn erregte und blitzschnell fährt ein schwerer Stein in die Höhe. Das Männlein tanzt jedoch unversehrt auf den Zinnen und ein gellendes Lachen tönt in die Ohren der Feinde.

„Nur fortgefahren wie Ihr begonnen habt, Kinder! Doch wartet ein wenig, ich will Euch zeigen wie man wirft!“ ruft der Kleine, gleichzeitig den Stein hinunterschleudernd, der einen auf einer Sturmleiter stehenden Bauern derart an die Stirn trifft, daß dieser mit einem lauten Schrei rücklings zu Boden sinkt.

„Der Knirps da oben verhöhnt uns!“ gellt es wild durcheinander und ein Hagel von Steinen saust über das Männlein dahin, welches immer wildere Sprünge wagt, immer toller lacht und dazu gräßlich anzuschauende Fratzen schneidet.

„Nur den Mut nicht verloren, Freunde, wenn Ihr mich auch nicht treffen könnt. — Beeilt Euch, daß unser Fest beginnen kann, es ist schon alles bereit dazu!“

Die Bauern stehen jedoch unschlüssig und drängen in einen dichten Haufen zusammen, keiner von ihnen wagt die bereitstehenden Leitern zu besteigen. Sie trauen weder der scheinbar verlassenen Burg, noch dem sie so freundlich einladenden Männlein auf seinen Zinnen. Wer konnte wissen, was ihrer hinter jenen

Mauern harren mochte und wie die Festlichkeiten beschaffen sein würden, die der Kobold in Aussicht stellte. -- Ein Kobold? — Konnte es nicht auch der Böse selbst sein.

Das Burgmännlein bemerkte das Zaudern und die abergläubische Furcht, die sich der Bauern bemächtigt hatte und nun stimmte es ein sonderbares eintöniges Lied an und schauerlich gab das Echo diese Töne wieder.

„Vorwärts, Ihr Männer, macht mich nicht ungeduldig!“ rief es schmetternd den Leuten zu und ein großer Stein begleitete diese Einladung.

Wieder lag ein Mann kampfunfähig am Boden und die Genossen standen zitternd um ihn herum. Sie waren keine Neulinge mehr, sie hatten schon manche Schlacht bestanden, manche Burg eingenommen oder doch belagern helfen, was sie aber hier erlebten, war ihnen noch nicht vorgekommen und selbst die Anführer meinten, es wäre klüger abzuziehen und eine Burg mit Ruhe zu lassen, die ein so seltsamer Kommandant verteidigte.

„Ich bin ja ganz allein im Schlosse, Ihr werdet es doch mit Einem aufnehmen? — Oder soll ich Euch die Zugbrücke niederlassen, daß Ihr ganz bequem hereinspazieren könnt, Brüderchen?“

Rasselnd sauste die Zugbrücke nieder, aber Niemand wagt den Fuß darauf zu setzen, denn es geht unmöglich mit rechten Dingen zu. — Nun erklingt in der

Ferne auch noch Hörnerschall und das Getrampel vieler Rosse, während das Burgmännlein langgezogene, schauerliche Töne ausstößt, die ein gespenstisches Echo finden und unmöglich einer menschlichen Kehle entquellen können.

„Die Markgräflichen kommen oder gar des Kaiser's Heer! — Es rette sich wer kann!" rufen die Männer wild durcheinander.

Und die Bauernhorde, die so stolz und siegesgewiß herangezogen war, löste sich und zerstiebte in entsetzter Flucht in alle Winde — das Burgmännlein hatte sie fortgelacht!

Und von diesem Tage an erfreute sich die Burg der tiefsten Ruhe. Wohl kamen weder die Markgräflichen noch die Kaiserlichen in diese Gegend, so daß die aufrührerischen Landleute gar bald ihren Irrtum erkannten. Dafür aber tönte noch immer das gräßliche Lachen des Kobolds in ihren Ohren fort und auch die Grimassen vermochten sie nicht zu vergessen, die er ihnen geschnitten hatte. Nein, sie erprobten ihren Mut und ihr Geschick in Zukunft lieber an andern Burgen als an dem verzaubertem Schlosse von Rodeck, welches das alte Burgmännlein bewachte.

Der Ritter hatte während sein Burgmännlein das Schloß verteidigte, schon hundertmale bereut, dem Drängen des Kleinen nachgegeben zu haben und es bedurfte der ganzen Überredungskunst der Seinigen, ihn in der Felsenburg zurückzuhalten.

„Laß't ihn nur gewähren, Vater, wie er es macht, so wird es recht sein," bat die schöne Hildegarde, die an dem kleinen Wesen mit zärtlicher Liebe und blindem Vertrauen hing.

Der Ritter fügte sich, aber der Gedanke ließ ihm doch keine Ruhe, daß er unthätig dasaß, während zügellose Horden in seiner Burg vielleicht plünderten und sengten.

Endlich erschien das Männlein, noch immer im vollen Feldherrnschmuck und atemlos rief ihm der Ritter entgegen:

„Wie steht es um die Burg?"

„Sie steht auf ihrem alten Platz, Herr, und kein Feind ist mehr zu sehen weit und breit. — Aber folgt mir jetzt in Eile, der Ritter von Stein naht dem Schlosse mit einem Häuflein Reisiger, wahrscheinlich will er Euch Hilfe bringen und Ihr müßt da sein, ihn zu empfangen, wie es dem Eidam gebührt. — Heute noch soll die Verlobung sein!"

Mit einem Freudenschrei warf sich Jungfrau Hildegarde an des Burgmännleins Brust und küßte und drückte es so zärtlich, wie wenn es ein schöner Jüngling gewesen wäre, anstatt eines häßlichen, kleinen Gnomen.

Bescheiden wollte das Männlein sich zurückziehen, als Niemand mehr seiner bedurfte, doch das litten weder die Ritter noch Hildegarde, die ihm beim Verlobungsfeste den Ehrenplatz an ihrer Seite anwies.

Am andern Morgen aber, als der Kobold sich nicht mehr länger halten ließ, flüsterte er dem Herrn von Rodeck noch leise zu:

„Vergeßt es nimmermehr, daß ein armer Schelm es war, der Euch, den Mächtigen, gerettet hat, und seid den Armen ein gnädiger Herr, dann werdet Ihr nie wieder der Felsenburg bedürfen!"

Der Ritter nahm sich diese weise Mahnung zu Herzen und nimmer wieder ward das gute Einvernehmen zwischen ihm und seinen Unterthanen gestört.

Der Junker von Istein.

Unweit von Basel, am rechten Rheinufer, wo die Vorberge des Schwarzwaldes sich bis dicht an den Strom vorschieben, senkt sich der letzte Ausläufer dieses Gebirges in Gestalt einer ungefähr 200 Fuß hohen Kalksteinwand schwindelnd jäh in den Rhein hinab. Diese Wand wird der Isteiner Klotz genannt und bezeichnet eine jener vielen Krümmungen, die der Rhein zu Beginn seines Laufes beschreibt.

Auf diesem rohen Felsen erhob sich in früheren Zeiten eine gewaltige Doppelburg, auf welcher während mehrerer Jahrhunderte die Herren von Istein saßen. — Im elften Jahrhundert lebte daselbst ein Junker Veit von Istein, ein schöner, lebensmutiger Jüngling, der nicht nur mit den Waffen Bescheid wußte, sondern sich auch durch seine Sitte und persönliche Liebenswürdigkeit auszuzeichnen verstand.

Seit Jahren schon war Veit mit einem Edelfräulein von Sponeck verlobt, deren väterliche Burg von der seinigen nicht sehr weit entfernt lag. Die Hochzeit stand schon nahe bevor als die Kunde von einem großen Kampfspiele nach Istein kam, welches der Graf von Thierstein abhielt.

Von allen Burgen und Schlössern der Umgebung zogen die jungen Ritter gegen Angerstein, dem Schlosse des Grafen, und Junker Veit schloß sich ihnen an. Zu Hause zu bleiben, wo es mit der Waffe einen Preis zu erringen gab, wäre eine Schmach gewesen, der er sich um keinen Preis aussetzen mochte. So wurde denn die Verbindung der Verlobten abermals aufgeschoben und Veit trat frohen Mutes die Fahrt nach dem Münsterthale an.

Der gewandte, in der Führung der Waffen geübte Jüngling ging als erster Sieger aus dem Kampfe hervor und aus den Händen der jungen Gräfin von Thierstein empfing er den Kranz.

Die Freude über den errungenen Triumph versetzte den Junker in eine hochgradige Erregung und Ida von Thierstein's schöne Augen trugen den Sieg davon über Pflicht und Ehre. Das blonde, einfache Edelfräulein trat vor Ida's berückender Schönheit, dem Glanze ihrer Erscheinung in den Hintergrund, die Eitelkeit, der es schmeichelte, eines so berückenden, umworbenen Weibes Herz zu gewinnen, schlug alle Bedenken nieder, und ehe noch die Festlichkeiten zu

Ende gegangen waren, trat Veit mit dem herrlichen Grafenkinde vor den Vater hin, seine Einwilligung zu ihrem Verlöbnisse erflehend. Und der alte Graf, der von dem bestehenden Bunde keine Ahnung besaß, sprach freudig das Jawort aus, einen besseren Schwiegersohn als den Junker Veit von Istein konnte er sich ja nicht wünschen.

Während der Junker mit vollen Zügen sein neugeschaffenes Glück genoß, harrte auf Sponeck die verlassene Braut in banger Sorge des Geliebten, der gar nicht wiederkehrte, über den aber seltsame Gerüchte umliefen.

Zuerst bemerkte Jette nur, wie die alten Diener sie so mitleidig ansahen und vergebens zerbrach sie sich den Kopf darüber, was diese Blicke des Bedauerns wohl zu bedeuten hätten. Eines Tages endlich trat ihre treue Amme vor sie hin und erzählte ihr schluchzend von der Untreue des jungen Ritters.

„Nein," entgegnete das edle Mädchen hierauf sanft, „man hat Dich falsch berichtet, Mechtild, Junker Veit ist unfähig so zu handeln

Indessen verging eine Woche um die andere und der junge Isteiner blieb noch immer fern und gab auch keine Kunde von sich. Endlich ertrug Jungfrau Jette diese Ungewißheit nicht länger mehr und beschloß, sich mit eigenen Augen vom Stand der Dinge zu überzeugen. Unter dem Vorwande einen unfernen Wallfartsort aufsuchen zu wollen, verlies sie im

härenen Büßergewande und ohne jegliche Begleitung die Burg, als sie aber weit genug entfernt war, um nicht mehr gesehen zu werden, schlug sie die Richtung nach Angerstein ein.

Je näher sie jedoch dem Ziele ihrer verhängnisvollen Reise kam, um so bestimmter lauteten die Reden der Leute, die alle behaupteten, Gräfin Ida sei mit einem jungen Ritter von Istein verlobt, der zum Turnier gekommen war und außer dem Siegespreis noch ihre Liebe gewonnen habe. Zerrissenen Herzens zog Jette weiter, sie wollte, sie mußte Gewißheit haben. So kam sie ganz nahe an Angerstein heran und sah schon die Türme des stolzen Schlosses vor sich, als eine Biegung des Weges sie zu einer Brücke brachte, deren anderes Ende soeben Veit betrat, die neue Geliebte am Arm.

Das liebende Paar war so ganz nur mit sich selbst beschäftigt, daß es der Pilgerin nicht eher achtete, als bis diese mit dem verzweifelnden Rufe:

„Gott sei meiner armen Seele gnädig, ich kann nicht anders!" in die tosenden Wasser sprang, die sich mit lautem Zischen über ihrem Körper schlossen.

„Jette — meine Jette!" schrie Veit auf, der die Stimme der einstigen Braut erkannt hatte, und nachdem er einen Augenblick wie geistesabwesend auf jene Stelle starrte, wo sie im Wasser verschwunden war, riß er sich von der halb ohnmächtigen Gräfin los

und eilte dem Bach entlang dem Rheine zu, dem Jette's Körper schnell entgegentrieb.

An eine Rettung der Unglücklichen war von Anfang an nicht zu denken gewesen, die gerade hoch angeschwollenen Fluten des wilden Berggewässers ließen ihre Beute nicht mehr los, Veit jedoch gab sich keine Rechenschaft darüber, vom bösen Gewissen gejagt, lief er immer weiter und weiter, bis das Mädchen untersank und seinen Blicken entschwand.

Nun brachen Veit's Kräfte zusammen, gleichzeitig aber kehrte allmählig die Denkkraft wieder.

Was sollte er nun beginnen? — Jette war unrettbar verloren, verloren durch ihn und seine Sünde, und zu der schönen Gräfin Ida durfte und mochte er nicht mehr zurückkehren. Endlich erhob er sich von seinem Felsensitz und schlug die Richtung nach Istein ein, bis er die Fähre erreichte, von welcher er sich über den Rhein setzen ließ.

Langsam zog der leichte Nachen durch die grüne Flut, bis plötzlich etwas an seinen Kiel stieß und gleich darauf Jette's Körper hervortauchte. Veit sprach kein Wort, machte keine Bewegung, aber sein stierer Blick beängstigte den Schiffer dermaßen, daß er eiliger zu rudern begann, um den unheimlichen Gast nur so bald als möglich los zu werden.

Ohne Lohn und Gruß verließ der Junker den Kahn und schritt dem Felsen zu, auf welchem seine Burg stand. Ehe er ihn erstieg, wandte er sich jedoch

noch einmal nach dem Rhein herum und gerade in jenem Augenblicke trieb auch die arme Jette dem stillen Wasser beim Isteiner Klotz zu, wo ihre Gewänder sich an einer vorspringenden Felsenspitze festhakten und sie unbeweglich auf den leise spielenden Wellen liegen blieb, das geisterbleiche Antlitz dem Himmel zugekehrt und umspielt von den Strahlen des Mondes.

Veit sah eine Weile auf sie nieder, dann aber brach er in ein gellendes Lachen aus und stürmte in wilder Hast den Weg zur Burg hinan, wo er durch sein verstörtes Aussehen und sein wahnwitziges Gehaben, Angst und Schrecken verbreitete.

„Fackeln herbei, Fackeln!“ rief er der entsetzten Dienerschaft zu. „Meine Braut ist unten im Wasser, in dieser Stunde noch soll die Hochzeit sein.“

Dann machte er Kehrt und jagte in rasender Eile den gefahrvollen Weg wieder zu Thale, so daß er die ihm mit Fackeln folgenden Diener weit hinter sich zurückließ und keiner ihn zu hindern vermochte, als er in einem weiten Bogensatz in den Rhein hinabsprang, dabei laut ausrufend:

„Jette, ich komm!“

Als es endlich gelang Veit aus dem Wasser hervorzuholen war er schon tot, in seinen Armen aber hielt er die treulos verlassene Braut.

Das Bündnis
auf Scharfenstein.

Wenn man vom oberen Münsterthale aus der prachtvollen Kunststraße folgt, die nach dem Wiedener Eck führt, so gelangt man nach einem zwar ziemlich langen, doch lohnenden Marsch zu einer jählings niederstürzenden Porphyrwand, die auf ihrer Höhe noch einige spärliche Überreste der einstigen Burg Scharfenstein trägt.

Die Scharfensteiner waren ursprünglich ein hochangesehenes Geschlecht gewesen, im Laufe der Zeit verschlechterten sich jedoch ihre Verhältnisse immer mehr und sie selbst sanken endlich zu ganz gewöhnlichen Wegelagerern herab, die durch Raub und Mord ihre leeren Kassen zu füllen trachteten und zur Geißel der ganzen Gegend wurden.

Die ersten, die durch solche Gewaltthaten den verbleichenden Glanz ihres Hauses wieder herzustellen

suchten, waren die Brüderssöhne Dietrich und Konrad, die sich in den Besitz der Burg teilten. Ganz so entartet wie ihre späteren Nachkommen waren jedoch die beiden Ritter nicht, denn sie brandschatzten wenigstens nur Reiche, wenn diese so unglücklich waren, in ihre Hände zu fallen, und dann behandelten sie ihre Opfer immerhin mit einer gewissen Schonung.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war den Vettern einmal ein ganz besonders glücklicher Fang gelungen, sie hatten nämlich einen sehr reichen Basler Handelsherrn unterwegs eingefangen, der sich mit vielen Wagen voll der kostbarsten Waren nach Frankfurt a. M. begeben wollte. Nun saß aber der Kaufmann schon beinahe ein halbes Jahr auf dem Scharfenstein und noch immer hatten die Verhandlungen wegen des Lösegeldes zu keinem Ergebnis geführt, denn die Vettern wollten ihn nur dann frei geben, wenn er sich dazu verstand, ihnen nicht nur alles, was er mit sich führe, zu überlassen, sondern außerdem noch eine beträchtliche Summe in barem Gelde zu bezahlen. Vergebens blieben alle Vorstellungen dagegen, die Ritter gingen auf keinen andern Vergleich ein und ließen, ungeduldig werdend, den Gefangenen in das tiefste Verließ werfen, wo ihm als Nahrung nur etwas altes Brot und Wasser gereicht wurde.

„Bei dieser Kost wird er schon zur Vernunft kommen und nachgiebig werden,“ trösteten die Vettern einander lachend.

Die Sache dauerte aber doch länger als sie gedacht hatten und der Handelsherr hatte sich noch immer nicht zur Erfüllung ihrer Forderung verstanden, als sich eines Tages ein fremder Ritter auf Scharfenstein einstellte, der sich von Treuenfels nannte und die Burgherren in dringender Angelegenheit zu sprechen verlangte.

Nachdem man ihn in die Halle geführt hatte, begann er damit, den Raubrittern allerlei Schmeicheleien über ihren kühnen Mut und ihr Geschick bei gefahrvollen und schwierigen Unternehmungen zu sagen, worauf er sich endlich zu dem Geständnis herbeiließ, er sei gekommen ihnen einen gemeinsamen Zug vorzuschlagen. Es handle sich um einen großen Warentransport, der in den nächsten Tagen von jenseits des Rheines gebracht werden würde, aber in so zahlreicher Begleitung befördert werde, daß er sich zu schwach fühle, ihn nur von seinen eigenen Leuten unterstützt anzugreifen.

„Ich verfüge höchstens über vierzehn oder fünfzehn zuverlässige Leute und da die Begleitung aus über dreißig Mann bestehen dürfte, so kann ich nichts anfangen ohne einen Bundesgenossen. Zwei gegen Einen ist ein zu ungleiches Verhältnis und dann ist meine in ziemlich flachen Lande gelegene Burg auch nicht so geeignet zur Bergung der Beute als die Eurige, edle Herren, die schon von Natur aus befestigt erscheint. Was sagt Ihr zu meinem Plane?"

Herr Dietrich wäre auf der Stelle bereit gewesen, einzuschlagen, aber ein Stoß, den ihm der jüngere, trotzdem aber bedachtsamere Vetter unter dem Tisch versetzte, mahnte ihn zur Vorsicht und Zurückhaltung. So ließ er sich denn die Freude, mit der ihn die Aussicht auf ein solches Unternehmen erfüllte, so wenig anmerken wie seine Bereitwilligkeit, es zu wagen, sondern antwortete nachdenklich:

„Euer Vorschlag ist vielleicht so übel nicht, Herr Ritter, aber jedenfalls will er gut erwogen sein, ehe wir uns für oder wieder ihn entscheiden können."

„Zumal Ihr selbst gestehen müßt, daß es auffallend erscheint, wenn Ihr Euch erbietet mit uns zu teilen, dessen Ihr Euch allein erfreuen könntet!" setzte Konrad argwöhnisch hinzu.

„In des Teufels Namen, Ihr Herren, meint Ihr etwa, ich würde es thun, wenn ich mehr Leute und eine festere Burg hätte? Es ist mir schmerzlich genug, die Beute mit andern teilen zu müssen — doch wenn Ihr nicht mitthun wollt, so sagt es frei heraus, ich finde der Helfer genug für solch einen Zug!" schrie der edle Herr von Treuenfels mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend.

Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung auf die Scharfensteiner nicht, denn entgehen mochten sie sich diese Gelegenheit nicht lassen, zumal in ihren Kassen gerade eine bedenkliche Ebbe herrschte und der Gefangene noch immer starrköpfig war.

„Nur ein wenig Geduld, Herr Ritter," nahm darum Dietrich das Wort, „es muß doch in einem solchen Falle erst alles bedacht und in Ruhe besprochen werden, ehe man Ja und Amen dazu sagt."

„So bestimmet selbst die Bedenkzeit, die Ihr für nötig haltet," brummte der Herr von Treuenfels, „aber machet nicht zu lange, denn wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn alle Vorbereitungen getroffen werden sollen, um uns den Erfolg zu sichern. Überlegt Euch die Sache, edle Herren, und machet mir dann Euern Beschluß kund."

Den Scharfensteinern ward es nicht leicht, sich zu entschließen, der Plan des Fremden gefiel ihnen allerdings und daß er mißglücken und sie in eine böse Lage bringen könne, daran dachten sie nicht einmal, aber es stieg immer wieder ein Gefühl unbehaglichen Mißtrauens in ihnen auf, welches von dieser Beutefahrt abzuraten schien.

Sie besprachen den Vorschlag in allen seinen Einzelheiten, sie stellten allerlei Vermutungen über die Absichten an, von welchen der Ritter von Treuenfels möglicherweise geleitet werden konnte und Dietrich, den die Aussicht auf einen reichen Gewinn noch mehr lockte als seinen Vetter, meinte endlich:

„Es wird doch wohl so sein, wie er sagt. Er fühlt sich nicht stark genug, es mit den Krämern aufzunehmen und darum sieht er sich nach thatkräftigen Genossen um, die mächtiger und mutiger als er, den Schritt

wagen. Wenn wir es klug anstellen, so können wir bei der Teilung aus dieser Schwäche Nutzen ziehen."

„Wenn wir uns dazu entschließen," meinte Konrad, „so müssen wir uns ausbedingen, daß er nicht mehr als höchstens fünfzehn Knechte bringt, damit wir in der Überzahl sind, und dann müssen wir auch ausmachen, daß die Beute hier auf Scharfenstein geteilt wird. Will er den Verräter spielen, so haben wir ihn wenigstens in unserer Gewalt. Und nun beschließet, es ist dies Euer gutes Recht, denn Ihr seid der Ältere von uns Beiden. Daß ich dem Mann und seiner Freundlichkeit nicht traue, habe ich Euch offen bekannt."

„Auch ich erwarte nicht viel gutes von ihm, nur meine ich, es kann uns keine Gefahr drohen, wenn wir es so machen wie Ihr sagtet und übrigens haben wir unsere Waffen und unsere feste Burg. — So sei es denn! — Und nun kommet mit zum Ritter, auf daß der Vertrag geschlossen werde."

Der Ritter von Treuenfels hörte gleichmütig die Entscheidung der Vettern an, kein Zug seines Gesichtes verriet, was in ihm vorging.

„So wollen wir die Bedingungen festsetzen," sagte er, „wie viele Leute könnt Ihr stellen, edle Herren?"

„Zwei Dutzend handfeste, wohlbewehrte Knechte," erwiderte Dietrich stolz.

„Das wird genügen, denn fünfzehn Männer bringe ich auf und dazu wir drei, das macht zweiundvierzig — ein stattliches Häuflein."

Der Vertrag war bald geschlossen und alle drei schienen von den gegenseitig gestellten Bedingungen befriedigt zu sein, so daß der Rest des Abends lustig beim kreisenden Becher verbracht wurde.

Am andern Morgen erklärte der Ritter nach seiner Burg heimreiten zu wollen um seine Leute herbeizubringen.

„Doch nein“, besann er sich plötzlich, „ich werde meinen Knecht schicken, es ist vielleicht besser, wenn man mich jetzt nicht in dieser Gegend zu sehen bekommt.“

Die Scharfensteiner waren damit einverstanden, denn sie zogen es vor, den Ritter im Auge zu behalten und als er nun gar dem Knechte in ihrer Gegenwart seine Befehle erteilte und sie ihn abreiten sahen, ehe noch sein Gebieter von ihrer Seite gewichen war, fühlten sie sich vollends beruhigt. Hätte er auf Verrat gesonnen, so würde er wenigstens gesucht haben, den Knecht allein zu sprechen; die Sache ließ sich vorzüglich an.

Die nächsten Tage vergingen in eitel Lust und Fröhlichkeit, die erst so mißtrauischen Vettern befreundeten sich immer mehr mit dem Bundesgenossen und als am Abend des dritten Tages seine kleine, aber auserlesene Schar auf dem Scharfenstein eintraf, da standen sie schon so gut zusammen, daß Dietrich sich zu der Bemerkung hinreißen ließ:

„Beim Himmel, Herr Ritter, eine handvoll solcher Leute wiegt ein paar hundert Krämer auf!“

Der Ritter von Treuenfels schien auf dieses Lob stolz zu sein und nachdem noch einige leere Redensarten gewechselt waren, sagte er:

„Morgen Abend müssen wir ausziehen, denn das erste Morgengrauen bietet die beste Gelegenheit. — Tritt vor, Heinz," gebot er einem seiner Diener, „und berichte den edelen Herren hier, was Du vernommen hast."

Als sich Heinz nach vollendetem Berichte wieder entfernt hatte, meinte Ritter Dietrich mit selbstbewußter Miene:

„Die Krämer haben einige dreißig Männer zu ihrem Schutze mitgenommen und wir zählen deren mehr als vierzig, es ist beinahe eine Schande, mit so ungleichen Kräften in den Kampf einzutreten. Ich wette, in einer Viertelstunde ist alles vorüber, ein solches Unternehmen ist ja das reinste Kinderspiel."

„Eben darum, Herr Ritter, weil ich Euern Mut und Eure Stärke kenne, habe ich getrachtet, Euch als Bundesgenossen zu werben," erwiderte der von Treuenfels mit einem feinen Lächeln. „Mit Eurer Hilfe muß der Sieg unser sein."

Vierundzwanzig Stunden später verließen die drei verbündeten Ritter an der Spitze eines glänzenden Zuges den Scharfenstein und Herr Dietrich bemerkte nun erst recht scharf den Unterschied, der in der Ausrüstung seiner Leute bestand und wie weit sie hinter den Treuenfelsern zurückblieben.

Als man sich eine Strecke weit von der Veste entfernt hatte, teilte sich der Troß in drei Häuflein ab, von denen jedes unter der Führung eines der Ritter auf verschiedenen Wegen jene Stelle der Heerstraße erreichen sollte, die vorher bestimmt worden war. — Beinahe zur gleichen Zeit trafen alle drei Abteilungen am Sammelplatze ein, es wurden Posten ausgestellt und die Übrigen wählten sich einen passenden Hinterhalt, von welchem aus der Überfall stattfinden sollte.

Nach kurzem Harren kam der vorderste Wachtposten herbeigesprengt und meldete, daß er ganz deutlich einen langen Wagenzug bemerkt habe, der gleich hier sein würde, denn die Reisenden betrieben ihre Fahrt eilig.

Die Ritter trafen noch die letzten Vorbereitungen, gaben die letzten Befehle und dann verhielten sich Alle still auf ihren Posten, in gespannter Erwartung des Zuges harrend, dessen erste Wagen in der Ferne bereits sichtbar wurden. — Einige Minuten noch und die ersten hatten die für den Überfall auserseheue Stelle erreicht. Langsam und sorglos ritten die Begleiter neben den ihrer Obhut anvertrauten Gefährten einher, sich jedenfalls in voller Sicherheit wähnend.

Da ertönte ein Hornsignal und fast gleichzeitig drangen die Mannen der drei Ritter auf die Handelsleute ein, ihnen ein donnerndes Halt zurufend. Das war jedoch völlig überflüssig gewesen, denn die erschrockenen Reisenden hatten ohnehin stillegehalten, als sie sich von allen Seiten angegriffen sahen und schienen

an nichts weniger als an einen ernsten Widerstand zu denken.

„Ergebt Euch, wenn Ihr mit dem Leben davonkommen wollt!“ rief Ritter Dietrich jenem Reiter zu, den er für den Anführer hielt.

„Was verlangt Ihr, Herr?“ stammelte dieser in heftiger Bestürzung. „Wenn es ein Lösegeld ist für mich und meine Leute, so will ich es gern erlegen, aber laßt uns ruhig weiterziehen, wir haben Eile.“

„Und doch müßt Ihr Euch eine Ruhepause gönnen,“ höhnte Herr Dietrich, „denn wir verhandeln nicht auf der Heerstraße mit Euch. — Vorwärts!“

Der Reiter versuchte es nochmals mit Vorstellungen und Bitten, die jedoch keine andere Wirkung hatten, als daß der Ritter ihm den Schädel zu spalten drohte, falls er sich nicht ohne weitere Widerrede seinen Geboten fügen würde.

Auf einen Wink mußten die Reisenden alle Waffen abgeben, die auf einen Wagen geworfen wurden, den der Ritter von Treuenfels in seine besondere Obhut nahm und dann trat Dietrich an seinen Vetter heran, der damit beschäftigt war einige Warenballen aufzureißen und mit funkelnden Augen den reichen Inhalt derselben betrachtete.

„Das gibt noch reichere Beute als letzthin,“ flüsterte Konrad, indem er eines der Fäßchen rüttelte, welches einen hellen, klingenden Ton gab, als ob es mit edlen Metallen gefüllt gewesen wäre. „Hörst Du das, da

sind vollwichtige Goldfüchse drinnen, ich möchte meinen Kopf dafür einsetzen. Es sind mindestens dreißig solcher Fäßchen nur auf diesem Wagen."

Dietrich nickte mit funkelnden Augen und einer großmütigen Regung folgend, wie sie ihn stets überkam, wenn das Glück ihm hold gewesen war, meinte er:

„Die Waren und Werte haben wir, die Leute lassen wir frei, denke ich, sie wissen sich vor Angst nicht zu fassen, die elenden Krämerseelen?"

„Nicht doch," widersetzte sich Konrad, „es sind ihrer zu viele, sie möchten sich vereinigen, Unterstützung suchen und uns dann belästigen. Wir nehmen sie jetzt mit und lassen sie dann laufen, einen nach dem andern, aber immer in längeren Zwischenräumen. Das was ihr Unterhalt kostet, kommt dabei reichlich heraus."

„Wir wollen nicht unnütz zögern, edle Herren," mahnte der Ritter von Treuenfels, „man ist hier doch nicht so sicher wie in den Bergen."

„Ihr habt Recht," stimmte der bedachtsame Konrad bei, indem er seinen Leuten befahl, die Führung der Wagen zu übernehmen, während die Treuenfelser die Aufsicht über die entwaffneten Gefangenen erhielten, die mutlos und in stummer Ergebung alles über sich ergehen ließen, sich sichtbar der bewiesenen Feigheit schämend, die sie verleitet hatte, ihnen anvertrautes Gut ohne Schwertstreich frechen Räubern zu überlassen.

Die Sonne ging gerade in strahlender Pracht auf, als man sich abermals in Bewegung setzte um die unfernen Berge wiederzugewinnen. Die drei Ritter hielten die Spitze des Zuges und Dietrich, der sich in der übermütigsten Laune befand, sagte spöttisch zu dem Treuenfelser:

„Diese Helden zu besiegen, dazu hättet Ihr wahrlich unsres Beistandes nicht bedurft! — Ich glaube, Herr Ritter, Ihr überschätzt diese Leute. — Wohl wahr, solch' feige Hunde wie diese sind, habe ich noch niemals angetroffen, sie verdienen das Schicksal, welches wir ihnen bereitet haben."

„Ja, wenn man alles voraus wissen könnte, was und wie es kommt, man würde vieles anders machen," nickte der Ritter von Treuenfels.

Dietrich lachte laut auf.

„Sagt es doch rund heraus, edler Herr, daß Euch nun unser Bündnis reut!"

„Das sage ich nicht, denn ich verspreche mir gute Folgen davon."

„Gute Folgen, wieso das?"

„O, ich denke, wir werden fortan gute Freundschaft halten, nachdem wir uns kennen gelernt und ein solches Abenteuer gemeinsam bestanden haben."

„So soll es sein," stimmte Herr Dietrich bei, in welchem sich auch nicht mehr das leiseste Mißtrauen regte.

Gegen Abend langte man wieder vor dem Scharfenstein an und nachdem Leute und Wagen in die erste Umwallung eingetreten waren, die sich damals um den Fuß des Felsens herumgezogen haben soll, ging es an das Abladen der Waren, die über einen steilen unwegsamen Pfad hinaufgeschafft werden mußten, der sich zur Burg emporwand.

Herr Konrad verschloß die eiserne Eingangspforte, um dann mit den beiden andern Rittern in den eigentlichen Burghof hinaufzusteigen und die Ankunft der Warenballen zu überwachen, welche durch die Gefangenen herbeigebracht wurden, während die Leute der Ritter das Abladen besorgten.

Es waren gerade zehn oder zwölf Gefangene im Hofe anwesend, als der Ritter von Treuenfels plötzlich mit der Hand ein Zeichen gab, worauf sie die Ballen von sich warfen und blitzschnell einen Kreis um die beiden Scharfensteiner bildeten, die im nächsten Augenblick schon gebunden am Boden lagen und so wohl versorgt waren, daß sie weder schreien noch sich bewegen konnten.

„Schafft sie in den Turm, in das oberste Stockwerk, und verschließt die Thüren. Zwei Mann bleiben als Wache davor. — Was sonst noch an Greisen, Weibern und Kindern im Schlosse ist, wird ebenfalls gebunden und in sicheren Gewahrsam gebracht," gebot Treuenfels mit lauter ruhiger Stimme.

Diese Befehle wurden so schnell und sicher ausgeführt, daß nach zehn Minuten beinahe lautloser Arbeit alle an den vom Ritter angewiesenen Orten untergebracht waren, worauf er, weitere zwei Mann am inneren Burgthore zurücklassend, mit den übrigen Gefangenen den Fußpfad zu den Wagen hinabeilte. Kaum unten angekommen, stieß er einen schrillen Pfiff aus, worauf seine Leute sich mit den Gefangenen vereinigten um den verdutzten Knechten der Scharfensteiner dasselbe Schicksal zu bereiten, welches ihre Gebieter und Familien bereits ereilt hatte. Es war dies so schnell und unvermutet gekommen, daß kein einziger daran dachte oder auch die Zeit gehabt hätte, sich zur Wehre zu setzen.

„Bringt diese Hunde in die Keller oder sonst an einen sicheren Ort, doch jeden einzeln für sich. Und die Ihr nicht unterbringen könnt, sollen im Burghofe liegen bleiben unter strenger Bewachung.“

Eine Stunde nach der Ankunft etwa, erfreute sich von den gewöhnlichen Bewohnern des Scharfensteins nicht einer mehr seiner Freiheit, während der fremde Ritter mit seinen Leuten und den Gefangenen wie die Herren darin walteten und das Schloß von oben bis unten durchsuchten bis es ihnen endlich gelang, das Verließ aufzufinden, in welchem der Baseler Handelsherr schmachtete.

Als der Ritter von Treuenfels bei ihm eintrat, den schweren Helm in der Hand und ein frohes

Lächeln auf dem jugendfrischen Gesicht, da richtete sich der alte Mann mit einem lauten Schrei in die Höhe und starrte den Ankömmling beinahe erschrocken an.

„Hans — Hans —!" rief er fassungslos.

„Ja, ich bin es, Vater, und ich komme, Euch aus diesem Loche zu befreien und heimzuführen zu den Eurigen. Die Scharfensteiner haben ihren Übermut büßen müssen, sie liegen jetzt gefesselt über Euch im obersten Turmgemach."

„Erzähle, Hans, wie alles gekommen ist?" bat der Handelsherr vor Freude und Erregung am ganzen Körper zitternd.

„Einfach genug, Vater, und nur erstaune ich, daß die schlauen Scharfensteiner in diese plumpe Falle gingen. — Als wir von Eurer Gefangennehmung und dem Lösegeld Kunde erhielten, welches Ihr den frechen Räuber durchaus nicht bewilligen wolltet, da begab ich mich als schlichter Landmann verkleidet in diese Gegend, um Genaueres über Eure Lage, die Sinnesart und das Treiben der Ritter in Erfahrung zu bringen. Als ich wußte, was ich wissen mußte, kehrte ich nach Hause zurück, richtete einen stattlichen Warentransport ein, in welchem sich jedoch nur wenige Dinge von Wert befanden, mietete eine Schar zuverlässiger Leute und ließ sie samt den Wagen eine Strecke weit den Rhein hinuntergehen — Dann kamen ich und Heinz wieder hierher und wir begaben uns direkt auf den Scharfenstein, wo ich mich als ein jenseits des

Rheines lebender Ritter von Treuenfels einführte und die beutegierigen Vettern zu einem gemeinsamen Raubzug gegen reisende Kaufleute einlud, die mit einem großen Transport kostbarer Waren über den Rhein herüberkämen. Die Narren gingen auf meinen Vorschlag ein und da Gott mir seinen Beistand lieh und meine Leute die genauesten Anweisungen besaßen und sich gewissenhaft an meine Vorschriften hielten, so habe ich sie in Verbindung mit den Scharfensteinern letzte Nacht gefangen genommen und samt den Wagen in die Burg gebracht. Als ich erst alle meine Leute innerhalb des ersten Mauerwalles hatte, war es ein Leichtes, die zu vertrauensvollen Vettern und ihr Gesinde unschädlich zu machen und nun bin ich hier, Euch zu befreien. — Kommt' denn, Vater, und laßt uns sehen, wohin sie die Beute brachten, die sie Euch abgenommen haben."

Eine Durchsuchung der Keller führte bald auf die Spur der gesuchten Güter und ohne eine Stunde Zeit zu verlieren, ließ Hans Becklin einen Ballen nach dem andern und eine Tonne nach der andern herauf- und auf die Wagen schaffen, auch das, was am Abend abgeladen worden war, mußte wieder aufgeladen werden und man ließ nichts zurück als einige Ballen, die mit Stroh und Steinen gefüllt waren und eine Anzahl Fässer, in denen sich altes Eisen befand, dessen Klang die Scharfensteiner für den Klang puren Goldes gehalten hatten.

Nachdem die beiden Becklin und ihre Knechte die ganze Nacht hindurch beim Schein zahlreicher Fackeln gearbeitet hatten, war am Morgen alles zum Abzug bereit und es galt nur noch von den Rittern von Scharfenstein gebührenden Abschied zu nehmen, die rasend vor Wut, Scham und Verzweiflung noch immer im obersten Turmgelaß lagen.

Als Hans Becklin, den alten Vater am Arm, vor die Ritter trat, begrüßte er sie mit den gleichen Worten, die Dietrich ihm etwa vierundzwanzig Stunden zuvor mit unverkennbarem Spott zugerufen hatte:

„Sagt es doch rund heraus, edle Herren, daß Euch nun unser Bündnis reut! — Aber von Nutzen war es immerhin, auch für Euch, denn es hat Euch gelehrt, daß wir Krämer nicht so ganz feig und dumm sind, wie Ihr meintet, sofern es nicht in unsern Plänen liegt, uns so zu stellen. — Wir könnten Feuer an Eure Burg legen, edle Herren von Scharfenstein, und Ihr hättet nur was Euch gebührte, aber sehet, wir Krämer finden eben kein Vergnügen daran, fremdes Eigentum zu zerstören, wir wollen nichts, als was uns gehört und das haben wir uns mit Eurer gütigen Erlaubnis geholt."

Die Ritter gaben keine Antwort, trotzdem man sie von den Knebeln befreit hatte und ihre finstern Mienen entlockten dem jungen Kaufherrn ein Lächeln.

„Wir könnten Euch so lassen, wie Ihr hier seid, es dem Himmel anheimstellend, ob er einen Retter

senden oder Euch mit dem Hungertode für Eure Schandthaten bestrafen will. Ihr seid so schön, sicher und kunstvoll gebunden, daß Ihr Euch allein nicht befreien könnt und im Schlosse ist niemand, der Euch zu Hilfe kommen kann, denn wir haben für Alle so liebevoll gesorgt, wie für Euch. — Doch, wenn wir Euch auch nicht so hart bestrafen wollen, eine Unannehmlichkeit können wir Euch nicht ersparen. Ihr müßt es Euch nämlich gefallen lassen, uns eine Strecke weit so zu begleiten wie Ihr jetzt seid, denn geben wir Euch jetzt schon frei, so möchtet Ihr uns neue Verdrießlichkeiten bereiten."

Auf Hans Becklin's Befehl wurden die Ritter wie auch die übrigen, im Schlosse zurückbleibenden Gefangenen mit Nahrung versehen, worauf man erstere hinuntertrug und in den vordersten Wagen bettete.

Als der Zug abermals die Heerstraße erreicht hatte, löste Hans eigenhändig die Fesseln der zähneknirschenden Ritter, ließ sie absteigen, händigte ihnen die Schlüssel zu ihrer Veste aus und gab ihnen den Rat, fortan ihre Forderungen nicht so hoch zu spannen, indem sie sonst noch öfter ganz leer ausgehen möchten.

Die in ihren Erwartungen so schwer getäuschten Scharfensteiner bewahrten allerdings das tiefste Stillschweigen über dieses beschämende Abenteuer, es wurde aber allmählig doch bekannt und es bedurfte ihrerseits mancher neuen Heldenthat, ehe der Spott verstummte.

Die Gründung des Wallfahrtsortes Todtmoos.

Hinter dem stattlichen Dorfe Wehr im Wehrathale, zieht sich der Weg zwischen beinahe senkrecht aufsteigenden Felsenmassen knapp an der wilden Wehra entlang, ohne daß man, einige ärmliche Holzmacher-Hütten ausgenommen, eine menschliche Wohnstätte erblickt, bis nach beinahe dreistündiger Wanderung der Weiler Todtmoos-Au erreicht ist. Dann wird die bisher hochromantische Gegend einförmiger und bald kommt der Ort Vorder-Todtmoos in Sicht, dessen umfangreiche, wenn auch wenig geschmackvolle Wallfahrtskirche ziemlich hoch gelegen ist.

Vor vielen Jahrhunderten nun lebte in einem der benachbarten Thäler ein ehrwürdiger Einsiedlergreis, dem im Traume zu wiederholten Malen die Jungfrau Maria erschienen war, wobei sie stets ein Kirchlein in der Rechten trug und nach jener Richtung wies

wo nachmals die Kirche und das Dorf Todtmoos gegründet wurden. Der alte Mann wußte jedoch nicht, welche Bedeutung er diesem Traume beimessen solle und so beschloß er, sich ganz ruhig zu verhalten und zu warten ob sich derselbe wiederholen und immer wieder in der gleichen Gestalt auftreten werde.

Der Traum kam nicht wieder, dafür aber vernahm er eines Tages einen entzückenden Gesang, geradeso wie wenn Engel ein Loblied sängen und als er tiefer in den Wald hineinschritt, da entfernten sich auch die Stimmen der unsichtbaren Sänger und zwar genau in jener Richtung, nach welcher die Gottesmutter stets gewiesen hatte. — Nun ward dem Greise mit einem Male alles klar: der Gesang sollte ihm als Führer dienen. Er warf sich auf die Kniee nieder, Gottes Beistand anflehend und dann machte er sich ohne Zögern auf den Weg, immer jene Richtung einhaltend, in welcher diese übernatürlichen Töne vor ihm herzuschweben schienen.

Gegen Abend lichtete sich das Waldesdunkel und nachdem der Einsiedler noch eine kleine Strecke Weges zurückgelegt hatte, gelangte er auf eine Waldblöße, in deren Mitte sich eine einzelnstehende Tanne erhob. Als er näher an dieselbe herantrat, bemerkte er ein kleines Vögelchen, welches emsig mit seinem Schnäbelchen gegen die Rinde pickte und ihn dabei mit seinen klugen Äuglein so auffordernd ansah, als wollte es ihn bitten ihm bei seiner Arbeit behilflich zu sein.

Gleichzeitig wurde auch der liebliche Gesang, der ihm auf dem ganzen weiten Weg das Geleite gegeben, immer stärker und es war gerade so, wie wenn die Singenden sich in unmittelbarer Nähe des Baumes befänden. Dieses Zeichen sprach eine zu verständliche Sprache, als daß der alte Mann sich noch länger hätte besinnen dürfen und so holte er das kleine Kratzeisen hervor, welches er stets mit sich führte und begann die Baumrinde an jener Stelle, auf welcher der Vogel gesessen hatte, langsam und vorsichtig abzulösen. Sie gab auch bald nach und nun kam im Bauminnern eine Höhlung zum Vorschein, in welcher sich ein hölzernes Marienbild zeigte.

Andächtig warf sich der Greis vor dem bescheidenen Täfelchen zu Boden und im selben Augenblicke verstummte auch der Gesang, der bisher noch keine Minute ausgesetzt hatte, statt seiner aber vernahm er nun ganz deutlich eine überaus liebliche Stimme, die ihm aus dem Geäste des Baumes herab zurief:

„Über diese Tanne sollst Du eine Kirche bauen!“

Gehorsam diesem Rufe, erhob sich der Einsiedler auf der Stelle und ohne mehr in die Klause zurückzukehren, die er seit beinahe zwanzig Jahren schon bewohnte, begann er seine mühevolle Reise. Er wanderte von Ort zu Ort, überall erzählend, wie Seltsames ihm begegnet war und um Gaben bittend, die dann auch so reichlich floßen, daß schon nach Jahresfrist mit dem Bau der Kirche begonnen werden konnte.

Die Kunde von diesen wunderbaren Geschehnissen verbreitete sich natürlich immer weiter durch das Land und die Leute strömten von allen Seiten herbei, um vor dem Marienbilde in der Tanne ihre Andacht zu verrichten und zu opfern, welches bald in den Ruf großer Wunderkraft gelangte. Dabei fehlte es natürlich auch nicht an wertvollen Geschenken und reichen Stiftungen, so daß nach Ablauf eines zweiten Jahres die Kirche schon bedeutend verschönert und auch ein ständiger Priester für dieselbe bestellt werden konnte. Der Einsiedler aber kehrte nach vollbrachtem Werke wieder still und bescheiden in seine Klause zurück, in welcher er noch viele Jahre seinem Schöpfer diente, dieselbe nur dann verlassend, wenn er sich zur Kirche begab oder wenn es galt einem Leidenden in den verstreuten Holzmacher-Hütten seinen Beistand zu leihen, denn er verstand sich auch auf die Waldkräuter und ihre Heilkraft.

Die Heidenjungfrau im Wiesethal.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, als es in Deutschland noch viele Menschen gab, welche die alten Götter verehrten, soll in der Gegend zwischen Zell und Mambach im Wiesethal ein Schloß gestanden haben, welches von einem alemannischen Edlen bewohnt wurde, der seinem Glauben zwar mit so treuer Anhänglichkeit zugethan war, daß alle Bekehrungsversuche an ihm scheiterten, der aber sonst ein edler und gesitteter Mann war, der sich das Wohl seiner Untergebenen angelegen sein ließ und mit abgöttischer Liebe an seinem einzigen Kinde hing.

Die achtzehnjährige Amina verdiente übrigens auch diese Zärtlichkeit, denn sie lebte nur für den Vater, der in ihr seinen höchsten Schatz sah, und war überhaupt ein Mädchen von den seltensten Eigenschaften des Herzens wie des Körpers, so daß sie von Allen

verehrt wurde, die sie kannten. Da sie nun, sowohl um ihrer Schönheit wie um ihrer Tugenden willen eine hervorragende Stellung unter den Frauen ihres Stammes einnahm, so fehlte es natürlich auch an Bewerbern nicht und die vornehmsten Alemannen-Häuptlinge fanden sich auf dem Schlosse ein, um Amina's Hand werbend. Leider aber fand keiner von ihnen Erhörung bei der lieblichen Jungfrau, noch Unterstützung beim Vater, denn ihn drängte es einmal gar nicht, sein schönes Kind von sich fortziehen zu sehen und überdies hatte er ihr zugesagt, daß sie freie Wahl haben solle. Wenn nun der eine oder der andere dieser Edeln sich ob der erlittenen Abweisung erzürnen wollte, dann pflegte ihn Amina zu besänftigen, indem sie mit ihrem süßesten Lächeln sagte:

„Seht, Herr, es möchte Euch kränken, wenn Ihr um eines Andern willen zurückstehen müßtet, aber wenn ich Euch mein Jawort versage, so geschieht es ja nur um des Vaters willen, den ich nicht allein lassen will und auf ihn könnt Ihr unmöglich eifersüchtig sein."

Zu Amina's Tugenden zählte auch die versöhnliche Milde des Herzens, die allen vergab, und die Barmherzigkeit, die sie wie die edelste Christin ausübte. Ja, das heidnische Edelfräulein hätte selbst mancher Christin zum Muster dienen können, denn wo ein menschliches Wesen ihrer Hilfe bedurfte, da frug sie

nicht lange: ist es ein Freund oder ein Feind, ein Heide oder ein Christ, sondern sie brachte die Hilfe, wenn es in ihrer Macht stand und der Vater ließ sie gewähren, denn er sagte sich: „aus einem Feinde kann noch einmal ein Freund und aus einem Freunde ein Feind werden und ein Christ ist am Ende auch ein Mensch, wenngleich ein verirrter, indessen hat er seine Irrungen zu verantworten, mich gehen sie nichts an.“

Unter diesen Umständen mangelte es denn der schönen Amina niemals an Beschäftigung, bald suchte sie in den Wäldern nach heilkräftigen Kräutern, bald zerrieb sie dieselben zu Pulvern oder sie bereitete lindernde Salben und Tränklein von ihnen und bald eilte sie von Hütte zu Hütte ihre Arzneien, aber auch Nahrungs- und Labemittel austeilend.

Einmal, Amina kehrte gerade mit einem Körbchen frisch gepflückter Kräuter aus dem Walde zurück, bemerkte sie dicht am Waldesrande eine geharnischte Gestalt quer über den Weg liegend, neben welcher ein an allen Gliedern zitternder Rappe stand, der ängstlich den Körper des Gefallenen beschnüffelte und von Zeit zu Zeit ein klägliches Wiehern vernehmen ließ, als wollte er Hilfe herbeirufen. Als Amina bei der Gruppe angekommen war, kniete sie nieder und bemerkte, daß der Bewußtlose, dessen Helm neben ihm lag, ein schöner Mann war, der überaus jung aussah, obgleich sein Antlitz durch den aus einer

klaffenden Stirnwunde hervordringenden Blutstrom entstellt wurde. Die Jungfrau verlor jedoch keine lange Zeit mit solchen Beobachtungen, sondern beeilte sich, die entsetzliche Wunde erst zu reinigen und, nachdem es gelungen war das Blut zu stillen, mit linnen Streifen zu verbinden, die sie von ihrem weißen Mantel losriß.

Während Amina sich mit dem jungen Krieger zu schaffen machte, schlug er plötzlich die Augen auf und ein dankbarer Blick traf das rosige Mädchenantlitz, welches die innigste Teilnahme ausdrückte.

„Wer seid Ihr, edle Jungfrau?“ stammelte er.

„Ich heiße Amina und bin die Tochter des Häuptlings Treulieb, dessen Burg jenseits der Wiese auf einem Berge steht; Ihr könntet sie sehen, wäret Ihr nicht zu schwach den Kopf zu heben. — Aber was ist Euch begegnet?“

„Unbekannte Männer überfielen mich hinterrücks und einem von ihnen gelang es, mich mit der Streitaxt zu treffen. — Gott sei gelobt, daß er Euch in meinen Weg geführt hat, Jungfrau!“

Amina zuckte zusammen, ihr Schützling war also ein Christ! Nicht, daß sie die Christen gehaßt hätte, in ihren Augen besaß jeder gute Mensch den gleichen Wert, aber lieber wäre es ihr doch gewesen, wenn dieser Jüngling sich zu ihren und ihres Vaters Göttern bekannt hätte, nur wußte sie nicht warum.

Nachdem sie dem Verwundeten empfohlen hatte, sich recht ruhig zu verhalten, eilte sie in die nächstliegenden Hütten und rief die darin gerade der Ruhe genießenden Ackerbauer und Jäger um ihren Beistand an, so daß sie bald wieder, gefolgt von einer Anzahl kräftiger Männer an des Jünglings Seite stand, der neuerdings das Bewußtsein verloren hatte.

Die Männer verfertigten eilig aus Baumzweigen eine Bahre, auf welcher man den Jüngling nach des Häuptlings Behausung trug.

Amina mußte ihre ganze Kunst aufwenden, sein Leben zu erhalten und ungeachtet der sorgsamen Pflege, die sie ihm zu Teil werden ließ, vergingen viele, viele Wochen, ehe er nur einigermaßen wieder in den Besitz seiner Kräfte gelangte. Aber trotz der Schmerzen, die der eine während dieser Zeit und die Anstrengungen, welche die andere erdulden mußte, war sie eine glückliche und als der schöne Fremdling erst einmal so weit war, um sprechen zu dürfen, da verbrachten die jungen Leute gar manche Stunde im heitern Geplauder. Er erzählte von seiner Heimat, die weit unten am Rheine lag und Amina hörte ihm mit einem Vergnügen zu, als hätte er die wunderbarsten Dinge zu berichten.

Eines Tages sagte Johannes, das war der Name des Fremden:

„In diesem Gemach fehlt nichts, was zum Behagen

dienen mag, nur eines sehe ich nicht, das Zeichen unserer Erlösung, das heilige Kreuz."

Da wurde Amina sehr rot und befangen, bald aber faßte sie sich und erwiderte mit ruhiger Würde:

„In diesem Schlosse kennt man das Kreuz nicht, Herr, wir sind den alten Göttern treu geblieben, denen schon in grauer Vorzeit in diesen Fluren Altäre errichtet wurden."

Bei diesen Worten legte sich ein dunkler Schatten über des Jünglings edle Züge und es klang wie ein schmerzlicher Seufzer als er sagte:

„Ihr seid eine Heidin und auch der ehrwürdige Alte, der mir so große Teilnahme bekundet!"

Amina nickte, dann sagte sie:

„Laßt Euch das nicht anfechten, Herr, wenn Euch an einem Kreuze gelegen ist, so sollt Ihr es haben. Unten im Thale wohnen mehrere Christen, die mir vielleicht geben können, was Ihr wünschet und auch einer von Euern frommen Männern predigt in einem der Nachbarthäler."

Am andern Tage schon brachte sie dem Kranken ein aus gewöhnlichem Tannenholze roh geschnittenes Kreuz mit dem Bemerken, daß es von dem frommen Prediger geweiht worden sei.

Von diesem Tage an wurde das Verhältnis zwischen dem Verwundeten und seiner Pflegerin ein noch herzlicheres und sie konnte stundenlang an seinem Lager sitzen und ihm zuhören, wenn er ihr von seinem Gotte,

dem Gott der Liebe, erzählte und von der neuen Lehre, die zu verbreiten er seinen Sohn in die Welt gesandt hatte.

„Ihr kennt weder den Gott der Liebe noch seine heilige Lehre, schöne Amina und doch übt Ihr sie und lebet als ob Ihr seinen Geboten Treue gelobt hättet," pflegte er oft zu sagen, wenn er sah wie fürsorglich und liebenden Herzens die edle Jungfrau war.

Endlich war die böse Krankheit überstanden und Herr Johannes hätte seine Reise fortsetzen können, aber er dachte nicht daran und Monat um Monat schwand dahin, ohne daß er aufbrach oder ein Wort sprach, welches auf einen baldigen Abschied schließen ließ. Treulieb fiel dies allerdings auf und heimlich wünschte er den Gast scheiden zu sehen, obgleich auch er ihn lieb gewonnen hatte; aber was konnte es nützen, die Liebe vermag nicht jeden Abgrund zu überbrücken und ein Abgrund gähnte zwischen dem Jüngling und der Jungfrau, sie konnte nie das Weib eines Christen werden, mochte auch ihr Herz darüber brechen.

Und es kam, wie Herr Treulieb es vorhergesehen hatte und mit schwerem Herzen mußte er dem Jüngling wiederholen, was er schon so oft zu sich selbst sagte.

Amina stand zitternd vor der Thüre des Gemaches und kein Wort der Unterredung entging ihr, welche die Männer miteinander pflogen. Sie hörte, wie Johannes schmerzlich rief:

„Fürchtet nichts, Herr Treulieb, ich bin ein Christ

und ein Ritter, ich werde eher sterben als die Gastfreundschaft mißbrauchen, so Euer edler Sinn mir in der Zeit schwerer Leiden gewährt. Morgen scheide ich von hier, ohne daß mein Mund Eurer Tochter enthüllen soll, was mein Herz erfüllt?"

Einen Augenblick stand Amina wie erstarrt, dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und flog mehr als sie ging die Treppe hinunter und aus der Burg ins Freie hinaus. Unaufhaltsam eilte sie voran, bis sie die Hütte erreicht hatte, in der eine arme Christenfamilie wohnte, die eigentlich nur durch ihre Hand lebte.

„Gott helfe mir, ich kann nicht anders!" flüsterte sie im Eintreten leise vor sich hin.

Niemand war darin als der alte Großvater, ein gar frommer Mann und vor ihn trat die Jungfrau hin und bat mit gefalteten Händen:

„Nimm' mich auf in das Reich Deines Gottes, Vater, und taufe mich ohne Verzug."

Ohne eine einzige Frage zu stellen, willfahrtete der Alte ihrem Verlangen und taufte sie auf den Namen Maria.

So schnell wie Amina-Maria gekommen war, so schnell eilte sie wieder nach der Burg zurück und sich vor ihrem Vater auf den Boden werfend, rief sie:

„Verzeiht mir, Vater, aber ich habe den Abgrund überbrückt, der mich von Johannes trennte. Ich, die im Herzen schon lange eine Christin war, ich bin es

nun in Wirklichkeit geworden, ich habe soeben durch Vater Paulus die Taufe empfangen."

Ein furchtbarer Zorn erfaßte ihren Vater und ehe Johannes es zu hindern vermochte, griff er nach dem Dolche und zückte ihn nach des Mädchens Brust. Aber was war geschehen? Anstatt in die weiße Haut zu dringen, sprang die scharfe Klinge krachend entzwei und fiel in mehreren Splittern zu Boden.

Starr stand Herr Treulieb und vermochte das Geschehene nicht zu fassen, endlich sagte er feierlich:

„Euer Gott ist mächtiger, als meine Götter sind, ich will ihm nicht widerstreben und er soll fortan auch der meinige sein!"

Wenige Tage nach diesem Ereignis empfing auch er die heilige Taufe und bis an das Ende seines langen Lebens bewies er den treuesten Eifer für seinen neuen Gott. Oft verließ er das Schloß, auf welchem Amina-Maria mit ihrem Gatten und ihren Kindern lebte, um in den Thälern zu lehren und zu predigen und zahlreiche Heiden wurden durch ihn zum wahren Glauben bekehrt.

Das Edelfrauengrab.

Unweit von Ottenhöfen, am Wege nach dem vielbesuchten Edelfrauengrab, befindet sich zur Linken ein bescheidener Hügel, auf welchem einst das Schloß Bosenstein stand, welches im frühen Mittelalter von den Armen und Bedrückten dieser Gegend wie ein Wallfahrtsort betrachtet wurde, an welchem in der Stunde der Not und des Kummers jeder, der sich vertrauensvoll nahte und würdig war, gewiß sein durfte, Hilfe und Trost zu finden.

Zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts trat hierin jedoch ein vollständiger Wechsel ein, denn Frau Irmgarde, die neue Edelfrau von Bosenstein, machte nicht nur ihrem Herrn, dem Ritter Albrecht, das Leben zur Hölle, sondern sie brach auch mit den schönen alten Gewohnheiten, welche ihren Vorfahren die allgemeine Verehrung und Liebe eingetragen hatten. Ein alles

Maß überschreitender Geiz machte sie unempfindlich gegen den Anblick des bittersten Elends und den Kranken, den Hungernden und Altersschwachen, die jetzt noch versuchten, an die Schloßpforte zu klopfen, die sich stets so bereitwillig vor ihnen aufgethan hatte, wurden unbarmherzig fortgewiesen, ohne die kleinste Gabe, die geringste Erquickung zu erhalten.

Je weniger man an eine solche Behandlung gewöhnt war, je lebhafter man sich der schönen Vergangenheit erinnerte, umso höher stieg die Erbitterung gegen die herzlose Herrin von Bosenstein und wo immer sie sich zeigte, wurden die fürchterlichsten Verwünschungen gegen sie laut.

Frau Irmgarde wußte ganz genau, daß sie weit und breit keinen einzigen Freund besitze, es war ihr bekannt, daß in aller Herzen der bitterste Groll lebe, doch sie kehrte sich nicht daran. Vor langen Jahren nämlich sagte ihr eine weise Frau einmal, daß Menschenhaß ihr nichts anhaben könne.

„Du hast niemanden und nichts zu fürchten als Deine eigenen Söhne, denn in den Sternen steht es geschrieben, daß sie, zu Jünglingen erblüht, die unschuldige Ursache Deines Todes werden sollen," hatten die Worte der Alten gelautet.

Frau von Bosenstein gedachte oft schaudernd dieser unheimlichen Vorhersage, aber dann tröstete sie sich immer wieder damit, daß sie nur zwei Töchter besitze und es wenig wahrscheinlich sei, daß ihnen noch meh-

rere Knaben nachfolgen würden. Einen wollte sie sich ja gern gefallen lassen, denn die alte Frau hatte ihr ausdrücklich gesagt, daß es mehrerer Söhne bedürfe, ihr Verderben herbeizuführen.

Und da auch dieser eine Knabe ausblieb, so wiegte sich Frau Irmgarde mehr und mehr in stolzer Sicherheit, wurde immer geiziger und hartherziger und verbitterte dem armen Ritter das Dasein in einer Weise, daß er beinahe stets sich auf benachbarten Burgen aufhielt oder auch tagelang auf der Jagd umherzog.

Eines Tages nun, Herr Albrecht war ebenfalls wieder abwesend, fand sich die Edelfrau mit einemmale Mutter von drei Knaben!

Jetzt war ihr Schicksal besiegelt, es gab kein Entrinnen mehr und sie, die stets so stolze, überließ sich der lautesten Verzweiflung. Die Knaben mußten sofort in ein anderes Gemach gebracht werden, denn sie konnte den Anblick derjenigen nicht ertragen, die einst ihren Tod verursachen sollten, und niemand durfte in ihrer Nähe bleiben, als die alte Wärterin Anna, die mit ihr nach Bosenstein gekommen und das einzige Wesen war, welches ihr in Anhänglichkeit zuneigte, oder ihr wenigstens geneigt zu sein schien.

„Klagt nicht, edle Frau," tröstete sie die fassungslose Herrin, „Ihr wißt ja, daß Eure Söhne erwachsen sein müssen, ehe sie Euch Schaden bringen können. Ist es denn gewiß, daß Ihr sie groß ziehen werdet?"

„Und wenn sie auch nicht alle am Leben bleiben sollten, so werden doch auch nicht alle sterben und schon an zweien ist es zu viel," jammerte Frau Irmgarde, die sich noch immer nicht zu fassen wußte.

„So laßt mich dafür sorgen, daß Euch nur ein Einziger lebt! — Noch weiß niemand im Schlosse, was hier vorgefallen ist, außer mir und der Gottlinde, wenn es Euch recht ist, so trage ich in der Dunkelheit zwei der Knaben zum Bache und —"

„Aber Gottlinde — sie haßt mich —"

„Und fürchtet Euch, fürchtet mich! — Ich will ihr Schweigen schon erzwingen und ewig wird sie ja auch nicht leben," setzte das Weib mit einem bösen Lachen hinzu.

Alles menschliche Empfinden war aber doch noch nicht in Frau Irmgarden's Brust erstorben und sie schauderte bei dem Gedanken, an den zweifachen Kindermord, den die alte Anna ihr vorschlug. Aber auch die Erinnerung an die Worte der Wahrsagerin ließ sich nicht bannen und immer wieder klang es in ihren Ohren: „Du hast niemanden und nichts zu fürchten als Deine eigenen Söhne, denn in den Sternen steht es geschrieben, daß sie, zu Jünglingen erblüht, die unschuldige Ursache Deines Todes werden sollen!" Und ebenso hörte sie das energische „nein" der Alten, auf ihre Frage, ob auch ein Sohn ihr Verderben bringen würde.

„Du kannst mir den schönsten und größten der Knaben bringen," sagte sie endlich zur Wärterin, „die andern will ich nicht mehr sehen."

Anna hatte den Sinn dieser Worte verstanden und verließ schweigend das Gemach.

Stunde um Stunde verging jedoch, ohne daß die alte Anna oder Gottlinde wieder sichtbar wurden und als Frau Irmgarde, von namenloser Furcht ergriffen, die andern Diener nach dem Verbleib' der beiden Frauen frug, hieß es, dieselben hätten im Abenddunkel das Schloß verlassen, einen Korb mit sich fortnehmend, in dem sich junge Hunde befanden, die sie im Bache ertränken wollten. Seither habe sie niemand mehr gesehen.

Die Nacht rückte immer weiter vor, ohne die Edelfrau aus ihrer Furcht zu befreien, bis endlich Herr Albrecht in das Gemach trat, bei dessen Anblick sie einen Schreckensschrei ausstieß.

Der Ritter zeigte sich indessen so freundlich und liebevoll wie immer, so unbefangen, daß er von dem in seiner Abwesenheit begangenen Verbrechen sicher keine Ahnung haben konnte, und nachdem er sein neugeborenes Söhnchen voller Freude begrüßt hatte, wandte er sich zur Edelfrau:

„Ihr müßt nicht erschrecken, Irmgarde, wenn ich Euch eine trübe Botschaft zu melden komme," sagte er.

„Was ist geschehen?" rief sie, in die Höhe fahrend und den Ritter mit entsetzten Blicken anstarrend.

„Eure treue Wärterin Anna und ihre Gehilfin, die junge Gottlinde, sind im Bache verunglückt, als sie die jungen Hunde ertränkten, wie Ihr ihnen befohlen hattet. Ihr wißt, dieses Gewässer ist zu dieser Jahreszeit gar böse und was seine Fluten erfassen, das reißen sie auch unaufhaltsam mit sich fort. Wohl sah ich, wie der kleine Steg unter den Beiden zusammenbrach, aber ich war noch zu weit entfernt um ihnen Hilfe zu bringen.

Frau Irmgarde erwiderte kein Wort, nur ein Seufzer rang sich über ihre Lippen, doch war es ein Seufzer der Erleichterung. Das Glück blieb ihr gnädig — nun war sie nicht nur von den Knaben, sondern auch von den beiden Mitwisserinnen ihres grausigen Verbrechens befreit, es drohte von keiner Seite mehr eine Gefahr.

*   *
*

Zwanzig Jahre gingen hin, ohne einen Glückswechsel zu bringen und endlich rüstete man sich auf dem Schlosse schon den zwanzigsten Geburtstag des Junkers Udo zu feiern, der zu einem prächtigen Jüngling erwachsen und der Liebling beider Eltern war.

Von nah und fern fanden sich am Festtage die Nachbarn und Freunde auf Bosenstein zum fröhlichen Mahle ein und in der freudigen Verwirrung, die im Schlosse herrschte, bemerkte niemand, daß sich unter den Gästen auch einige junge Ritter befanden, die man hier noch

niemals gesehen hatte, zumal sie sich bescheiden im Hintergrunde hielten.

Als sich das Fest jedoch schon seinem Ende zuneigte trat Herr Albrecht plötzlich in die Mitte des Saales, umgeben von den Fremdlingen und frug scheinbar im Scherze:

„Sagt einmal, Ihr edele Herren und Frauen, welche Strafe würde wohl einer Mutter gerecht sein, die ihre eigenen Kinder ermorden läßt?“

„Lebendig einmauern sollte man sie!“ ließen sich verschiedene Gäste vernehmen und unter ihnen befand sich auch der Nestor der dortigen Ritterschaft, der neunzigjährige Ritter von Bosenstein, der Großoheim des Schloßherrn.

Die fremden Jünglinge traten auf Herrn Albrecht's Geheiß nun vor, der jetzt mit drohender Stimme und Geberde rief:

„Hier seht diese Jünglinge, auch ihnen war von der eigenen Mutter ein vorzeitiger Tod zugedacht und nur einer glücklichen Fügung von Umständen und der Geistesgegenwart einer treuen Dienerin ist es zu danken, daß es gelang, sie dem Leben zu erhalten. Diejenige aber, welche diesen höllischen Plan entworfen hat, befindet sich in Eurer Mitte und hat soeben ihr Urteil aus Eurem Munde vernommen!“

Dabei wies der Ritter auf Frau Irmgarde, die todesbleich in die Kniee gesunken war und mit erhobenen Händen um Erbarmen flehte.

„Hast Du Erbarmen gekannt, Verworfene, als Du die kaum geborenen Knaben Deiner Helfershelferin überliefertest, damit sie von ihr wie junge Hunde im Bach ertränkt würden? — Der Himmel aber vereitelte euer schändliches Vorhaben, er mahnte mich in der rechten Stunde zur Heimkehr und er verlieh auch der braven Gottlinde, der treuen Pflegerin meiner Söhne, die Kraft, laut um Hilfe zu rufen als sie meiner ansichtig ward. — Das verruchte Weib, Deine Wärterin, habe ich in derselben Stunde noch zur Hölle gesandt und an Dir soll die gebührende Strafe jetzt noch vollzogen werden, nach dem Ausspruche dieser Edeln hier."

Vergebens jammerte und flehte Frau Irmgarde, Reue und Buße gelobend, vergebens vereinigten die drei Brüder ihre Bitten um Milderung der Strafe, Herr Albrecht blieb unbeugsam und in derselben Nacht noch soll das Urteil, welches ihre ahnungslosen Gäste ausgesprochen hatten, an der Edelfrau vollzogen worden sein und zwar in jener Höhle im anmutigen Gottschlägthälchen, welche heute noch mit dem Namen „das Edelfrauengrab" bezeichnet wird.